

DISKUS

MITTEILUNGSBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FORDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE - UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

2. Jahrgang — Heft 4 Preis 10 Pfg.

Mai-Juni 1952

Verlagsort Frankfurt a. M.

Was aktuell bleibt

Daß die Ereignisse sich überstürzen, kommt zur Zeit gelegen. Generalvertrag, Betriebsverfassungsgesetz, Protestaktionen und neue Schikanen gegen West-Berlin sind die Aktualität dieser Tage, und was nicht Platz in den Zeitungsspalten findet, ist also von sekundärer Bedeutung. Man weiß wohl, daß das nicht so ist, aber dem Andrang der Nachrichten gegenüber verhält das Bewußtsein sich abwartend, bis es von neuem aufgerufen wird.

Nicht nur die Verhandlungen um die Festsetzung der Summe sind unterbrochen, die die Bundesrepublik an den Staat Israel als Abtrag für die Vernichtung von sechs Millionen Juden und den Raub jüdischen Vermögens auf dem besetzten Kontinent durch die Praxis des Dritten Reiches zahlen soll; auch die Vorfrage, wer die Verhandlung

anzukreiden ist, wenn wir bei andern Gelegenheiten des Rühmens über unsere erstaunliche Leistungskraft beim Wiederaufbau und über die rasche Überwindung der Not uns nicht genug tun können.

„Wie sehr es Aufgabe jedes Mitglieds einer deutschen Delegation bei internationalen Verhandlungen sein muß, durch sein Verhalten die Achtung vor dem deutschen Namen zu stärken“, das genau bemißt sich nicht allein danach, wie weit ein solches Mitglied sein Handeln einrichtet „nach den sachlichen Notwendigkeiten des Volkes, dessen Wortführer er sein sollte“. Sondern diese Achtung stellt sich gerade dadurch wieder her, daß wir uns der moralischen Notwendigkeiten bewußt werden und danach handeln. Denn die sachlichen Notwendigkeiten erfahren gerade in diesen Augenblicken eine beträchtliche Stärkung gegenüber den moralischen durch den Umstand, daß Erez Israel sich in einer schweren Finanzkrise befindet und um willen einer raschen Lösung sich bereit finden könnte, von dem im Prinzip errechneten und anerkannten Gesamtschulden ein Beträchtliches abzulassen. Aber wenn diese Summe unter den heutigen Umständen verringert würde, so änderte das nichts an der Höhe unserer moralischen Schuld, die ohnehin in Geld sich nur mildern, aber nicht tilgen läßt.

Der Bundesfinanzminister hat feststellen wollen, „jeder aufrechte Mann, der mit seinem Herzen und seiner ganzen Überzeugung an die Not und Belastung des deutschen Volkes denkt“, müsse „es auch in Kauf nehmen, in diesem politischen Dschungelkrieg als Antisemit verschrien zu werden“. Nur hat dieser politische Dschungelkrieg nicht erst, wie der Minister meint, in den Jahren 1945/46 eingesetzt, sondern er begann schon vor 1933, und die Antisemiten haben bis 1945 nicht nur symbolische Giftpfeile als Waffe verwandt. Wir werden uns noch eine beträchtliche Weile gefallen lassen müssen, als Antisemiten verschrien zu sein, und es befreit uns nicht davon, wenn wir nur im Denken an die Belastung des deutschen Volkes uns aufrecht zeigen.

Die deutschen Zeitungen haben die Nachrichten von den Rücktrittsangeboten von Professor Böhm und Rechtsanwalt Kuester von der Leitung der deutschen Delegation im Haag mit ehrlicher Bestürzung besprochen. Diese Tatsache hat in Israel mehr Eindruck gemacht als die einstimmige Erklärung des Bundestags im vergangenen September, die vorerst mit gründlichem Mißtrauen betrachtet worden war. Aber ein erster guter Eindruck sollte uns nicht genügen. Wir tun unsern nächsten Schritt, wenn wir ausdrücklich uns zu der Ansicht des Mitglieds unserer Universität, Professor Böhm, bekennen, der darauf besteht, die Frage der Schuldzahlung an Israel als moralische, und darum vor allen übrigen, politischen und fiskalischen Verhandlungen vordringliche Angelegenheit zu behandeln. Denn hier handelt es sich nicht darum, was wir können, sondern darum, was wir tun müssen, um die Achtung vor dem deutschen Namen — und nicht nur der deutschen Tüchtigkeit — wiederherzustellen.



Prof. Franz Böhm,
der die Verhandlungen im Haag leitete

auf unserer Seite fortführen soll, verschleppt sich, weil die Aktualitäten sie zu behandeln nicht gestatten. Das Rücktrittsgesuch des Delegationsführers, Professor Franz Böhm, von der juristischen Fakultät der Universität Frankfurt, liegt bei den Akten, und der Rücktritt seines Vertreters, des Rechtsanwalts Otto Kuester aus Stuttgart, scheint mit der Rede, die der Bundesfinanzminister Fritz Schäffer im Süddeutschen Rundfunk hielt, zur Genüge kommentiert.

In die politische oder gar in die finanztechnische Seite dieser Verhandlungen hineinzublicken, ist dem deutschen Zeitungsleser kaum möglich. Aber seine Angelegenheit, die moralische Seite nämlich, sollte der Information nicht bedürfen. Denn es handelt sich um eine Schuld, die der Bundestag einstimmig anerkannt hat, und die auch andere Vereinigungen — für uns selbst die Delegiertenkonferenz des Verbandes Deutscher Studenten und das Parlament der Frankfurter Studentenschaft — feierlich als eigene Sache bestätigten. Von der Behandlung dieser Sache wird es abhängen, welchen moralischen Kredit nicht nur die Welt, sondern auch wir selbst uns zubilligen dürfen. Diese Schuld wird durch die Opportunitäten der Politik und die Berechnungen über die Verteilung unserer finanziellen Lasten nicht zu verringern sein, sondern einzig durch eine gutwillige Hilfe für den neuen Staat der Juden, dem wir nicht durch Interessen verbunden sind, sondern unmittelbar durch ungesühnte Taten.

Gehört die Erinnerung an sie weniger zu den Sorgen, der Not und der Belastung unseres Volkes als die Summen, die der Generalvertrag von uns verlangen wird? Diese Frage beantwortet sich nicht nach einem Schema der Aufteilung unter politischen Prioritäten. Und deshalb ist es ein Angriff auf unsere Moral, wenn der Bundesfinanzminister in seiner Rundfunkrede die Briefe als Argument anführte, die „auf die Steuerbelastung, die Not, auf die mangelnde Leistungskraft des deutschen Volkes gegenüber den Ansprüchen, die jetzt mehr und mehr gegen die Bundesrepublik erhoben werden, hingewiesen haben“. Es geht nicht darum, wie Herr Schäffer meint, ob diese Briefe nun „antisemitischen Inhalts“ seien oder nicht. Diese Briefe sind ein Stück Drückebergerei, das uns leicht

Das Besondere am Akademiker

Die Universität will den Einzelnen stärken gegen das Leben und gegen die Gegenwart; nur so kann dem Leben und der Gegenwart geholfen werden.

Wenn die Universität sich von anderen Sektoren der Gesellschaft abhebt, so soll es sich nicht um die Pflege vermeinter Unterschiede, um die Sicherung und Rückversicherung der Mittelmäßigkeit durch Cliquesbildung und Protektion handeln.

Wenn aber die Universität die schlechte Besonderheit verschmätzt, so bekennt sie sich entschieden zur notwendigen Besonderheit, die zu ihrer eigensten Aufgabe, nämlich zur Erziehung zum Geiste gehört.

Die Universität, deren Bestimmung dem inhumanen Betrieb der Massengesellschaft genau entgegengesetzt ist, muß sich mit aller Macht dagegen wehren, zu dessen Vorhalle zu werden.

Der technische Fortschritt, der schließlich das Wort zur Funktion der Maschine und den Menschen zur Empfangsstation macht, so daß die Sprache selbst und das Gefühl für sie zu verschwinden drohen, ist nicht aufzuhalten, und soll auch gar nicht aufgehalten werden, denn er schafft trotz allem die materiellen Elemente für einen Zustand, in dem die Menschen ihm nicht mehr dienen müssen.

Die Universität ist der Ort, an dem die Erinnerung ans Menschliche bewahrt und das Menschliche mit allen Möglichkeiten lebendig erhalten werden soll. Sie ist der Ort, an dem die Individuen gebildet werden, die den Prozeß reflektieren und mithelfen können, daß er denoch zum Guten führt.

Nur wer denkt, wer ein gewisses Maß gewollter Passivität sich nicht verkümmern läßt, kann aktiv sein; das bloße Tun bleibt immer lediglich eine Funktion bestehender, vorgegebener Verhältnisse. Im Wunsche nach Bildung aber steckt eben dieser Wille, seiner selbst mächtig zu werden, nicht abhängig zu sein von blinden Mächten, von scheinhaften Vorstellungen, überholten Begriffen, abgetanen Ansichten und Einbildungen.

Was Sie gewinnen können, ist trotz all dem, worin Sie durch die Erfordernisse des Studiums eingespannt werden, die eigene Freiheit, und indem Sie durch den Entschluß zum unnachgiebigen Denken ihr sich verpflichten, zeugen Sie dafür, daß Sie keine Fatalisten sind, daß man sich bei aller Not nicht unbedingt der Welt fügen muß, sondern daß es von den Menschen abhängt, die Welt besser zu machen. Sie alle ahnen das, und wenn Sie es leugnen, tun Sie sich selbst Gewalt an.

Die Universität wird Ihnen Elemente zu Ihren künftigen Berufen liefern. Ohne solches handgreifliche Interesse, ohne den Motor der Selbsterhaltung gelangten wir nicht zur Einsicht, die die Selbsterhaltung begrenzt.

Was immer Sie anfassen, selbst wenn es ein von Ihrem eigenen höchst abgelegenes Gebiet betrifft, sollen Sie ernsthaft und mit langem Atem tun. Die Häufung vieler oberflächlicher Erkenntnisse, und wenn sie aus allen Fakultäten kommen, macht zusammen nicht die Wahrheit aus. Wenn Sie sich dagegen in das Besondere und Einzelne versenken, bis es zu sprechen beginnt, wenn Sie sich bei der Oberfläche, beim Sammeln und Klassifizieren von Stoffen nicht beschieden und nicht ruhen, bis Sie dieses Besondere, sei es ein naturwissenschaftliches Theorem, ein juristischer Grundsatz oder die Schönheit eines Goetheschen Gedichts, ganz erfassen, dann wird auch in diesem Einen etwas vom Ganzen Ihnen aufgehen.

Der Grenzen des Expertentums bewußt sein, und doch unermüdetlich in seinem Fach besser werden, das ist die Aufgabe, die jeder nach eigener Anlage und eigenem Gewissen bewältigen muß.

Aus der Rede S. Magnifenz, 2. Mai 1952, Max Horkheimer, auf der Immatrikulationsfeier am 12. Mai 1952

Protesttelegramm an Pankow

Auf Grund eines auf der Vollversammlung der Studentenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität am 16. 5. 52 eingebrachten Antrages wurde beschlossen, dem Herrn Innenminister der Regierung der Sowjetzone folgendes mitzuteilen:

1. Die Studentenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main protestiert auf das Schärfste gegen die in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands aus politischen Gründen erfolgten Verhaftungen von Professoren und Studenten.

2. Die Studentenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main protestiert gegen die unmenschliche Behandlung der inhaftierten Professoren und Studenten in sowjetzonalen Gefängnissen und Konzentrationslagern.

3. Die Studentenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität fordert die Freilassung aller aus politischen Gründen in der Sowjetzone inhaftierten und verurteilten Professoren und Studenten

Ein perfektes System

Bericht aus unserer Nachbarschaft

An der Zonengrenze bei Helmstedt, jenseits des westdeutschen Schlagbaums, im Schalterraum der Volkspolizei sitzt ein Beamter, der die Papiere kontrolliert. Er nimmt Kennkarte und Interzonenpaß, schreibt Name und Nummer auf, dreht sich halb nach hinten um und schiebt den Personalausweis in einen schmalen Schlitz, der dort an der Bretterwand, die bis an die Decke reicht, angebracht ist. Nach einer Weile erscheint die Karte dort wieder, von unsichtbarer Hand geschoben.

Einen Augenblick nur dauert der beschriebene Vorgang. Aber er genügt, um dem Davorstehenden einen eisigen Schreck in die Glieder zu jagen. Es ist das Unberechenbare des mechanisierten Verfahrens. Der Beamte hat keinen Einfluß auf das Urteil, das die Maschine fällt, indem sie die Karte zurückreicht oder behält. Wunsch und Gewißheit durchfährt den Menschen: *wäre ich nur so klein, daß ich ungeschoren durch dieses Netz schlüpfen könnte; was können die mir anhaben wollen, ich bin ja nur ein unbedeutender kleiner Privatmann.* Er rechnet mit der Gutmütigkeit eines Elefanten der Maus gegenüber: *Ich könnte dich ja mit einem Schlage zermalmen, aber du bist mir viel zu klein, du bist gar kein Gegenstand für meinen Zorn.*

Die bangen Minuten vor dem Schalter machen deutlich, mit welcher barbarischer Brutalität der totale Staat mit dem Menschen verfährt. Banken pflegen zwar die gleiche Methode, auch sie lassen die Schecks in einem Schlitz verschwinden, um sie zu prüfen. Aber hier ist die Herabwürdigung des Menschen zum Verwaltungsobjekt Prinzip. Letzte Perfektion des Schalters. Nicht nur der Davorstehende ist Material, das „abgefertigt“ werden muß, sondern auch der Verwaltende ist nur noch Funktion einer großen Maschine. Der Schalterbeamte ist nur Hebel, Arm, Teil des Schlitzes. Man könnte ihn schließlich durch einen Mechanismus ersetzen, aber der Mensch ist ja billiger.

II.

Auf der Autobahn zwischen Helmstedt und Berlin steht, in kurzen Abständen, ein Plakat hinter dem anderen. *Stalin, der beste Freund des deutschen Volkes, Gegen den Generalvertrag, für den Friedensvertrag.* Die gleichen Sätze kehren schon nach einigen Malen wieder. Das Repertoire ist nicht groß. *Ami, go home, Für Ächtung der Atombombe.* Variationen gibt es nicht. *Generalvertrag ist Generalkriegsvertrag.* In jeder Leipziger, Ostberliner oder Magdeburger Publikation stehen die gleichen Sätze. *Adenauer und sein Schwager McCloy, Stalin, der beste Freund des deutschen Volkes* — aber nein — hier ist schon der Name nicht mehr notwendig, die Anpreisung ist selbst Name geworden.

Aber man kann sich dieser Propaganda schwer entziehen. Von überall her springt es einen an. *Der beste Freund des deutschen Volkes, Gegen den Generalkriegsvertrag, für den Friedensvertrag.* Man schließt die Augen, aber es ist ganz zwecklos. Es tönt durch den Lautsprecher, der an jedem Kontrollpunkt aufgestellt ist: *Stalin, der beste . . .*

Es ist die gleiche Praxis, wie sie die Reklame übt. Die Formeln sind die wirksamsten, die überhaupt nicht versuchen, sich an die Vernunft zu wenden, bei denen die Suggestion das Argument ersetzt. *Aus gutem Grund ist Juno rund, Persil bleibt Persil, Wer fotografiert, hat mehr vom Leben . . .*

Solche Sätze haben eine magische Gewalt. Sie übergehen den Intellekt und wirken auf das Unterbewußtsein. Langsam, aber stetig prägen sie sich ein und stellen Assoziationen her, die durch die Vernunft kaum zu überwinden sind. Diese Sätze graben sich so tief ein, daß sie zu beinahe unüberspringbaren Bahnen der Denkbewegung werden.

Sie werden zur Autorität, zur unkontrollierbaren, zur absoluten Autorität, die ihren Anspruch nicht aus der Einsicht und Überlegung, sondern aus den Eingeweiden herleitet. Zweifel an ihnen ist Zweifel an der eigenen Existenz, am System der Weltbewältigung. So werden sie immer mehr zu Richtmarken des Menschen, ohne die er nicht existieren kann, da die Fähigkeiten des Denkens und Entscheidens in diesem Prozeß langsam aber sicher abgetötet werden.

III.

Die Architektur am Alexanderplatz oder der Friedrichstraße unterscheidet sich sehr von der am Kurfürstendamm oder der Kantstraße. Riesige Portale mit Säulen, Pilastern und Streben, klassizistische Fenstereinfassungen und blinde Balkons sind die Attribute eines Kolossalstils, der aber trotz seiner Ausmaße nicht monumental wirkt. Musterbeispiel ist die neue sowjetische Botschaft Unter den Linden. Der ganze bombastische Kitsch der Gründerzeit scheint in diesem Gebäude seine Wiedergeburt erlebt zu haben. Wie alle anderen offiziellen Bauten, ist auch es nach der Fassade gebaut. Ebenso wie auch die Wohnbauten, die spärlich in Pankow oder der Weberwiese entstehen. Siedlungshäuser sieht man nicht, dafür 6stöckige Wohnblocks mit winzigen Zierbalkons, auf denen man nicht sitzen kann. Aber diese klassizistischen Blöcke sind nicht nach den Bedürfnissen der Bewohner gebaut, genau so wenig, wie die unzähligen Reihenhäuser, die um die Jahrhundertwende in jeder Stadt entstanden. Ihr Zweck ist, zu repräsentieren, dem Bewohner das Gefühl zu geben, in einem Palast zu wohnen. Und bei Palästen fragt man nicht nach Wohnlichkeit. Untergrundbahnhöfe sind mit Marmor verkleidet, gemäß dem Moskauer Vorbild.

Das Bürgertum scheint jetzt zum Begriff der Herrschaft geworden zu sein. Bevor man sich nicht dessen Maske verbindet, glaubt man nicht, im Besitz der vollen Macht zu sein und bestätigt den Geltungsanspruch der eigenen Klasse durch die Attribute eines zerfallenden Bürgertums.

Vielleicht ist es bezeichnend, daß von den Werken Thomas Manns gerade die *Buddenbrooks* in einer riesigen Auflage neu herausgebracht wurden und die Schaufenster nahezu jeder Buchhandlung dekorieren.

Auch in der Sprache erweist sich der restaurative Charakter des heutigen Kommunismus. Hier erstet das ganze bürgerliche Vokabular mit seiner Vorliebe für Worte wie *Freiheit* und *Demokratie* wieder. Das Wort *Volk* findet man in unzähligen Variationen. Aber es ist — ebenso wie in der Architektur — nur eine Restauration der leeren Form, der Hülse. Die Wörter sind jedes Sinns entleert und überall schaut die Barbarei oder die Tautologie heraus: *Volkspolizei, Volksdemokratie.*

Haben die Gewerkschaften recht?

Juristen äußern sich zum Konflikt Parlament - Gewerkschaften

Proteststreik ist verfassungswidrig

Der Erste Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Christian Fette, hat einen Aktionsplan gegen das geplante Betriebsverfassungsgesetz angekündigt. Fette forderte eine Änderung dieses Entwurfs entsprechend den Wünschen des DGB. Es ist nicht bei einer leeren Drohung geblieben; täglich erscheinen neue Meldungen über Protestaktionen, Demonstrationen und auch Streiks, durch die der deutschen Wirtschaft Schäden zugefügt werden. Aus der Ankündigung Fettes ist bittere Realität geworden.

Das Besondere an all diesen Aktionen ist, daß sie sich nicht gegen den üblichen sozialen Gegenspieler, die Arbeitnehmerschaft richten, sondern gegen die auch von den Gewerkschaftsangehörigen mitgewählte Volksvertretung; nicht die Arbeitgeber sollen zu irgendwelchen Maßnahmen gezwungen werden, sondern das Parlament soll veranlaßt werden, den Entwurf des Betriebsverfassungsgesetzes den Forderungen des DGB entsprechend zu ändern.

Niemand wird den Gewerkschaften das Recht streitig machen, ihre Vorschläge und Forderungen an den geeigneten Stellen anzubringen, denn das ist die Aufgabe, die ihnen verfassungsmäßig zukommt; ein Wesenszug der Demokratie, daß zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen Vereinigungen vorhanden sind, welche die Interessen der Arbeitnehmerschaft vertreten. Es ist auch ein Recht jedes Staatsbürgers, über den einzelnen Abgeordneten an der Entscheidung der Volksvertretung mitzuwirken. Dieses Recht ist ihnen in Art. 17 des Bonner Grundgesetzes garantiert, genau so wie allen Staatsbürgern die Vereinigungs- und Versammlungsfreiheit und das Recht der freien Meinungsäußerung garantiert werden.

Im besonderen Fall erscheint es aber zweifelhaft, ob der DGB seine Maßnahmen auf den Rahmen des verfassungsmäßig Zulässigen beschränkt oder ob er diesen Rahmen verläßt.

Die dem einzelnen nach der Verfassung zustehenden Freiheitsrechte finden ihre Grenze dort, wo ihre Ausübung die verfassungsmäßige Ordnung gefährdet oder zum Kampf gegen die demokratische Ordnung mißbraucht wird. Einer der wichtigsten Grundsätze der verfassungsmäßigen Ordnung ist es aber, daß ein Parlament frei und unabhängig von äußeren Einflüssen seine Entscheidung fällen kann. Soweit diese Entscheidungsfreiheit nicht beeinträchtigt wird, kann auch jede Interessengruppe versuchen, das Parlament von der Richtigkeit ihrer Argumente zu überzeugen. Auf diesem Wege könnte der DGB es unternehmen, eine für sich günstige Gesetzgebung zu erreichen.

Proteststreiks und ähnliche Maßnahmen, wie sie kürzlich vom DGB angekündigt wurden, dürften kaum mehr mit diesen Grundrechten zu vereinbaren sein. Denn durch diese Aktionen würden wichtige Wirtschaftszweige ganz oder teilweise lahmgelegt werden und damit der Volkswirtschaft schwere Schäden entstehen. Sie sind daher geeignet, die Bundestagsabgeordneten, die auf das Wohl der Volkswirtschaft bedacht sein müssen, in ihrer freien Willensbildung bei der Ausübung ihrer parlamentarischen Tätigkeit zu beeinträchtigen. Ein solches Mittel der Einflußnahme überschreitet den Rahmen des verfassungsmäßig Zulässigen und ist daher mit Entschiedenheit abzulehnen.

Zweifelhaft ist dagegen, ob solche Streikmaßnahmen nach der Strafrechtsnovelle vom 30. August 1951 politische Straftaten sind. Diese Auffassung wurde in Bonner Kreisen vertreten. Das Strafrechtsänderungsgesetz stellt unter anderem Streiks und Störmaßnahmen unter Strafe, die in verfassungsfeindlicher Absicht gegen bestimmte lebenswichtige öffentliche Betriebe gerichtet werden. Diese Absicht wird man aber beim Deutschen Gewerkschaftsbund nicht vermuten dürfen. Ihm geht es lediglich um die Wahrung sozialer und wirtschaftlicher Interessen.

Effko

Eine Lücke im Grundgesetz

„Einen Verstoß gegen das Grundgesetz und eine gefährliche Störung der inneren Ordnung unseres Staatswesens“ nannte Bundeskanzler Dr. Adenauer die Maßnahmen, die der DGB ergriffen hat, um die Verabschiedung des Betriebsverfassungsgesetzes in seiner jetzigen Form durch den Bundestag zu verhindern.

IV.

Aber auch diesseits der Zonengrenze, die Berlin mitten durchschneidet, bemerkt man die Entwicklung des Wortes zum Schlagwort. *Freiheit, Demokratie* sind schon so entwertet — und nicht nur durch den bewußten Mißbrauch auf der anderen Seite — daß man sie nicht mehr verwenden kann, ohne zu beteuern, daß man die *echte Freiheit* oder die *wahre Demokratie* meint. Diese Beteuerungen verstärken aber den Schlagwortcharakter, da sie das Wort noch weiter von der Sache rücken, bis schließlich nur die Beteuerung bleibt.

Die Terminologie muß sich immer mehr ihrer selbst versichern und umschreiben und dieses Gestrüpp der gegenseitigen Echtheiterklärungen, die doch allesamt nichts wert sind, verdichtet sich endlich zu einer undurchdringlichen Wand vor der Sache. Diese Verhärtung des Vokabulars macht jede Diskussion nahezu unmöglich.

Hans W. Nicklas

Der dem DGB gemachte Vorwurf, er handle verfassungswidrig, ist nicht neu. Der Bundeskanzler erhob ihn bereits im Spätherbst 1950, als die Industriegewerkschaften Metall und Bergbau zur Durchsetzung des Mitbestimmungsrechtes in der Montan-Industrie einen Streik androhten. Hans Böckler, der damalige DGB-Vorsitzende, wies diesen Vorwurf mit dem Hinweis auf den Artikel 9 III des Grundgesetzes zurück, der lautet: Das Recht, zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen Vereinigungen zu bilden, ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet.

Aus diesem Artikel des Grundgesetzes zog Böckler die Schlußfolgerung, daß diesen Vereinigungen auch das Recht zugestanden werden müsse, sich aktiv zu betätigen, um die Wirtschaftsbedingungen, zu denen auch die Frage der Wirtschaftsverfassung und damit die Frage der Mitbestimmung gehört, zu wahren und zu fördern. Ohne dieses Recht zur aktiven Betätigung sei das Koalitionsrecht widersinnig. Diese Ansicht ist sicher richtig. Aber dagegen wird wieder der Artikel 18 des Grundgesetzes zitiert, nach dem derjenige, der gewisse Grundrechte, darunter auch das Recht der Vereinigungsfreiheit (Artikel 9), zum Kampfe gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung (der Bundesrepublik) mißbraucht, diese Grundrechte verliert.

Der Begriff „freiheitlich demokratische Grundordnung“, auf den es hier ankommt, ist im Grundgesetz nicht definiert. Er ist jedoch nicht unbedingt identisch mit dem bestehenden Grundgesetz. Dieser Ansicht sind sowohl Mandgoldt in seinem Kommentar zum BGG wie auch Abendroth in einem Aufsatz im Februar-Heft 1951 der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“. Entscheidend ist dabei, daß das Grundgesetz keine Bestimmungen über die Sozial- und Wirtschaftsordnung der Bundesrepublik enthält, zum Beispiel keine Norm über die Frage der Mitbestimmung der Arbeitnehmer innerhalb der Wirtschaft, die Frage, die hier zur Diskussion steht.

Ob diese Lücke im Grundgesetz vom Gesetzgeber gewollt ist oder nicht, kann nicht erheblich sein. Erheblich ist nur, daß sie vorhanden ist. Deshalb ist es das Recht aller an dieser Frage Interessierten, also auch der Gewerkschaften, dieses Problem aufzugreifen und zu versuchen, es in ihrem Sinne zu lösen, indem sie auf den Gesetzgeber einwirken.

Die heute existierende Massengesellschaft und die bestehende Form des Monopolkapitalismus sind reale Machtfaktoren innerhalb des Staates, welche die organisierte politische Macht, in den Formen des Bundestages, Bundesrates und anderer verfassungsmäßiger Institutionen, nicht genau vertritt. Die gesellschaftlichen Machtfaktoren in Form der Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände existieren neben den politischen; es geht heute um die Frage, wie diese beiden Machtkomplexe in Einklang gebracht werden können. Man kann das Problem nicht dadurch lösen, daß der Inhaber der politischen Macht — die Bundesregierung — den Gewerkschaften in ihrem Kampfe um die Neugestaltung der Wirtschaftsverfassung mit der Parole „verfassungswidrig“ begegnet.

„Verfassungswidrig“ sind die Aktionen der Gewerkschaften deswegen nicht, weil ihr Ziel, die Mitbestimmung in der Wirtschaft, die freiheitlich demokratische Grundordnung nicht gefährdet. Das Ziel der Gewerkschaften liegt in einem verfassungsrechtlichen Neuland. Die Aktionen, die zur Erreichung dieses Zieles führen sollen, dürfen deshalb ebenfalls nicht nur von einigen Artikeln des Grundgesetzes aus betrachtet werden, die zur Lösung des Problems nicht ausreichen. Was die Gewerkschaften anstreben, läßt die demokratische Grundordnung unseres Staates unberührt. Es wird unternommen, um diese Grundordnung in der Wirtschaft für jeden zu einer Realität zu machen.

H. Liebe

DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung. Herausgeber: Bernard Claudé, Hans Gierschick, Wilhelm Hick, Nikolaus Schultis, Robert Stern. Für die Redaktion verantwortlich: Ludwig W. Halsband (Politik und Wirtschaft), Ursula Kneer (Hochschulangelegenheiten), Helmut Lamprecht (Sport), Hans W. Nicklas (Wissenschaft und Literatur).

Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt-M., Müllerstr. 17, Telefon: 772 09. Druck: Druckerei Dr. Zühlendorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 51178. Konten der Zeitung: Rhein-Main-Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 39158. Manuskripte sind zu richten an „Studentenzeitung“, Universität Frankfurt, am Main, Mertonstraße 17, Tel. 775 75. Preis des Abonnements bei Postzustellung DM 1.— für ein Semester. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Kaiser's Kaffee

In den Spalten, in welchen vertrauenswürdige Zeitungen mit dem Gestus unbestechlicher Besonnenheit die Erwägungen anzustellen pflegen, die, weil die Bezeichnung Lenkartikel die Sache treffen würde, Leitartikel genannt werden, hat die Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland, am 14. Mai eine Äußerung eines Journalisten namens Paul Sethe abgedruckt — ein wahrhaft ergreifendes Dokument, das zunächst nicht einmal so sehr durch seinen Inhalt auffällt wie durch jenen wehmütig klagenden Ton, der entsteht, wenn es norddeutscher Männlichkeit eben noch gelingt, die Tränen zu bemeistern und in würdige Erschütterung umzusetzen. Was ist geschehen? Vielleicht gar nichts, und Paul Sethe hat sein Gefühlsreservoir nur benutzt, um im kommentierenden Teil des Blattes von den Fakten wieder abzulenken, die der berichtende Teil nicht berichtet hatte, sondern versteckt unter nichtssagend-wohininformierten Andeutungen wie der, daß „am Dienstag im Bundeshaus in allen Fraktionen und innerhalb der Koalitionsparteien nochmals eingehende Beratungen stattfanden“. Verscheucht man aber diesen Verdacht wegen seiner zersetzenden Bösartigkeit — und wie sollte man nicht, da das Motto doch Zeitung für Deutschland lautet und nicht Deutschland für Zeitung, Zeitung über alles —, und verläßt man sich auf das, was grau in grau dasteht, dann ist dem Journalisten Paul Sethe der Mensch, das Paulchen, durchgegangen, als ihm bei der Lektüre eines Buches von dem „früheren deutsch-nationalen, zu unserem Unglück von Hugenberg gestürzten“ Parteiführer Graf Westarp „in erschütternder Stärke deutlich“ wurde, daß er unseren Kaiser am 9. November 1918 gar nicht hätte zu verlieren brauchen und dessen weisen Repräsentierens und närrischen Regierens noch lange sich hätte erfreuen können, wenn nur die „schlechten Ratgeber“ nicht gewesen wären.

Einige Anzeichen lassen darauf schließen, daß Paul Sethe ein sehr, sehr alter Mann ist, der nicht einmal merkt, daß er sich am 14. Mai 1952 nicht mehr unter seinesgleichen befindet. Wie könnte er sonst unbefangen auf solche Begriffe pochen wie „stolzes Herrscher-geschlecht“ oder „Volk und Vaterland“, bei deren Klang wir Nachfahren, wenn wir sie überhaupt noch verstehen, das Bild einer Beerdigung assoziieren: Hindenburg — pardon, „der Generalfeldmarschall von Hindenburg“ — in der Pickelhaube schreitet hinter dem Sarg, und der darin liegt, ist der vorletzte von denen, die es in früher Jugend noch verspürt haben mögen, wie einem das Herz höher schlug, wenn man dergleichen hörte. Daß es Sethe zwar nicht höher, aber doch vernehmlich niedriger schlägt beim Gedanken an das traurige Ende der herrlichen Zeiten, sei ihm gegönnt, und noch im frömmelnden Gewäch „dieser kleinen Betrachtung“ sei die Senilität geehrt. Aber nur die Senilität und nicht eine Zeit, die das Gespenst nur ehrt und in die Spalten einer wohletablierten Zeitung herauf-ruft, um nicht Notiz nehmen zu müssen von dem, was ihr auf den Nägeln brennt.

Soll der ehrwürdige Mahner ihr helfen oder, wie es dann oft heißt, ihr den rechten Weg weisen? Er selbst glaubt nicht, daß er das könnte, er muß nur so tun, und aus jedem seiner Sätze schaut die mühsam beschwichtigte bessere Einsicht heraus:

Doch darf wenigstens angemerkt werden, daß am Horizont seiner Betrachtung auch am Horizont die Gestalt des amerikanischen Präsidenten Wilson auftaucht, der in diesen Wochen den Selbstbehauptungswillen der Monarchie untergrub mit der trügerischen Verheißung, allein der Kaiser stehe einem leidlichen Frieden entgegen. Der regierende Professor in Washington urteilte wieder einmal über das Deutsche Reich mit seiner reichen und verwinkelten Geschichte, als habe er es mit Virginien oder Neu-Hampshire zu tun. So half er in diesen Tagen, das letzte Bollwerk niederzureißen, das fünfzehn Jahre später sicherlich Europa gegen die Mächte aus der Tiefe hätte schützen können.

Man mag streiten, ob es wirklich Mächte aus der Tiefe waren oder nicht vielmehr Mächte aus der Höhe, die uns ein Drittes Reich beschert haben. Aber wie es damit auch stehen mag: wer wird denn glauben, daß ein „letztes Bollwerk“, das schon ex definitione alles andere ist als vertrauerweckend und in unserem Fall nicht einmal dem Fehlurteil eines Professors und dessen trügerischer Verheißung, es sei ein Hindernis, sich gewachsen gezeigt hat, daß so etwas gar Mächten aus der Tiefe standgehalten hätte, und zwar sicherlich? Und wenn Sethe meint, daß von dem Hindenburg, aus dessen „Bekundungen am 9. November 1918 einmal das schmerzliche Erstaunen darüber brach, daß man von ihm eine Entscheidung forderte, die nicht operativer Natur war“, 1933 nicht die Festigkeit zu erwarten gewesen sei, die „unbeirrt um politische Zweifel zu den Symbolen halten würde, denen er zu dienen gelobt hatte“: wie dann erst von dem Kaiser, der sich 1918 nach diesem Hindenburg gerichtet hat und so auf das hereingefallen ist, was die „Angehörigen des alten adeligen und militärischen Preußens als Treubruch anerkannten“?

Will der ehrwürdige Mahner eine Überlieferung, die im Erlöschen ist, noch ein letztes Mal zu Wort kommen lassen? Ihm selbst ist das Wort entglitten, aus dem die Überlieferung noch sprechen würde, und so wird sie auch in seinem Mund zur Beute des widerlichsten Zeitungsjargons, der sich nicht scheut, zu sagen, daß die Bitterkeit des Kaisers „vor sich ging“:

Sie hatte nämlich nichts oder doch zu wenig davon erfahren, was nach dem 9. November 1918 noch vor sich ging und was wir jetzt von Westarp erfahren: die Bitterkeit des Kaisers, der begriff, wie sehr er sich getäuscht hatte und wie sehr er falsch beraten worden war; gewiß aus bester Überzeugung und in der reinsten Absicht, aber doch eben getäuscht. Man erfuhr nicht, daß der Monarch aus Holland jahrelang mit dem Generalfeldmarschall gehadert hat.

Gesetzt einmal, die stolze Überlieferung sei nicht selbst schon ein Produkt von Reklame gewesen, dann wäre es wahrlich besser gewesen, sie totzuschweigen, als zu ihrem

Anwalt einen zu bestellen, der, ob ungewollt oder gewollt, ihre Inkarnation, den Monarchen aus Deutschland, der voller Bitterkeit in Holland das Los der Verbannung trägt, mit dem Titel „der Monarch aus Holland“ frozzelt; oder aus dem Hereinfall des sehr falsch Beratenen eine Selbsttäuschung aus bester Überzeugung und in der reinsten Absicht macht: „wie sehr er sich getäuscht hatte... gewiß aus bester Überzeugung und in der reinsten Absicht, aber doch eben getäuscht“; und der im Grunde selbst nicht an die Überlieferung glaubt, die er anpreist, sondern wie ein ganz abgebrühter Pragmatist die Idee des Königlichen nur deshalb erhalten möchte, weil er glaubt, sie hätte sicherlich „die eigene, die deutsch-nationale Partei“ gegen die andere schützen können, die statt ihrer dann Europa unter ihre Fittiche genommen hat.

Will er uns Kunde aus der Vergangenheit bringen, unser Bild von ihr korrigieren? Auch ihm ist sie entglitten, und sein Gefasel kann das Bild nur verwischen:

Aber dann kam die falsche Klugheit, dann kamen die Stimmen, die ihm sagten, der Weg weder zur Front noch nach Berlin sei mehr frei; und wenn der Kaiser bleibe, drohe der Bürgerkrieg, der seinem Volk das letzte fürchterlichste Unglück bringen werde.

Was war das nur für ein Weg, weder zur Front noch nach Berlin? Wie kommt es nur, daß die Stimmen, die der Kaiser im November 1918 hörte, schon so konfus geredet haben, wie wir es nur einer Zeitung des Jahres 1952 zugetraut hätten? Aber man kann von den Stimmen, die

Nach dem Zusammenbruch der nazistischen Aera schrieb ein deutscher Professor, Viktor Klemperer, eine philologische Reportage über die „LTI“ (lingua tertii imperii), „Die Sprache des Dritten Reiches“. Alle diejenigen, die damals dieses Buch lasen, waren begeistert, daß in der Sowjetzone ein deutscher Professor lehrte, der mit philologischer Genauigkeit die Entwicklung der deutschen Sprache, ihre Vergewaltigung durch die Propagandisten des Dritten Reiches und die Besinnung auf die Grundlagen unserer Sprache gezeichnet hatte. Das Erfreuliche an diesem Buche war es, daß es gleichzeitig vor einer Sprache des Vierten Reiches (LQI) warnte. Als der Philologe Klemperer seine Vorlesungen an der Universität Halle begann, waren die Studenten dieser Universität begeistert, bei einem solchen Lehrer lernen zu dürfen. Wo er auch immer sprach, welches Thema er auch immer behandelte, die Hörsäle waren bei ihm immer brechend voll.

Heute ist Professor Klemperer zum Sprecher der „LQI“ geworden. Er ging damit den Weg so Vieler aus der inneren und äußeren Emigration der Nazizeit, die nach Kriegsschluß vergaßen, die Begriffe zu definieren. Auch er versäumte, aus seiner aufrechten anti-nazistischen Einstellung zu einer anti-totalitären zu kommen.

Gerade bei Klemperer hätte man es nicht erwartet, daß er einmal dieser Suggestivkraft unterliegen könnte, hatte er doch über die LTI die Worte gefunden: „Wie lächerlich wäre sie in ihrem Phrasenwust, wenn sie nicht so mörderische Folgen hätte.“ War er nicht auch der erste, der vor der LQI warnte?

Wie konnte es nun aber geschehen, daß Klemperer sich heute in seinen Vorlesungen der LQI bedient? Sieht er den Phrasenwust und seine mörderischen Folgen nicht? Sieht und begreift er nicht, die Lächerlichkeit, wenn die Feuerwehr der Stadt Halle/S. mit großen Transparenten auf ihren Fahrzeugen zu den Brandstellen fährt, die den erschreckt zur Seite springenden Bewohnern dieser Stadt verkünden: „Die demokratische Feuerwehr kämpft gegen die Kriegsbrandstifter!“? oder wenn die Arbeiter der Schlächtereibetriebe des Sowjetsektors von Berlin am 1. Mai 1952 an dem Demonstrationszug Transparente tragen müssen mit der Aufschrift „Wir schlachten für den Frieden!“?

Wir glauben, daß er es sieht und begreift! Wir müssen aber daraus die Folgerung ziehen, daß er wohl kaum zu denen gehört, die sich gegen die LQI und ihre Auswirkung aktiv zur Wehr setzen, sondern zumindest zu denen, die durch ihr Mitmachen dem System und der LQI Vorschub leisten.

Es gibt mannigfaltige Gründe, die heute die Menschen in der Sowjetzone sich der LQI bedienen lassen. Prof. H. Köhler, ein Kenner der mitteldeutschen Verhältnisse, hat die einzelnen Gruppen einmal charakterisiert:

„Da ist eine Gruppe, die innerlich unter diesem Druck leidet, Sie verlieren die Lust zu fruchtbarer Arbeit, sie rasonieren, sie schimpfen auf das sowjetische System und auf die freie Welt, von der sie sich im Stich gelassen wähnen.“

Daneben gibt es eine zweite Gruppe „... sie verneinen innerlich den Stalinismus. Aber sie haben, obwohl dies im Westen oft verkannt wird, doch ein Verantwortungsgefühl gegenüber den Menschen der Sowjetzone. Diese Leute meinen, man dürfe in den nebensächlichen Dingen Zugeständnisse machen, wenn damit die Möglichkeit geschaffen wird, die Hauptsache aussagen zu können.“ Dann gibt es welche, die „sich kopfüber in den Stalinismus stürzen. Sie werden seine begeisterten Verehrer und überbieten sich darin, ihn wissenschaftlich begründen und stützen zu wollen. Sie halten auf die Dauer den Zwiespalt nicht aus.“

„Es gibt aber auch noch eine vierte Gruppe.“ Ihre Angehörigen sind „feige und ehrgeizig“. Sie kennen nur eines: „Die Selbstbehauptung. Diese... glauben im Grunde genommen kein Wort vom Stalinismus, aber sie machen mit. Die Hauptsache ist, daß die eigene Stellung gewahrt bleibt.“

einer hört, wahrlich nicht verlangen, daß sie sich besser ausdrücken als er selbst es tut, und Westarp-Sethe zufolge soll Wilhelm in der Tat gesagt haben:

Vor dem Tode habe ich keine Angst. Auch lasse ich Frau und Kinder im Stich...

Dann bestätigt Sethe ausdrücklich, daß es nicht Menschenstimmen waren, die „so“ sprachen, sondern die einer ganzen Schar uniformierter Erscheinungen:

Und die Stimmen, die so sprachen, gehörten nicht beliebigen Menschen, sondern erprobten Beamten und Offizieren, Staatssekretären, Admiralen und Generalen.

Sethe kann es noch toller. Da feststeht, daß Wilhelm II. keine Tarnkappe besessen hat, muß unser Gespenst Gespenster sehen, wenn es meint:

Aber mit sich nahm er unsichtbar die Kaiserkrone und die Krone des Königs von Preußen; und soweit menschliches Ermessen reicht, wird sie nie wieder einen Träger schmücken.

Gott sei Dank! Wenigstens eine von den beiden Kronen, die er mit sich nahm, werden wir nie wieder, soweit menschliches Ermessen reicht, als Schmuck eines Trägers zu sehen bekommen. Das ist ein Lichtblick, und für einen Augenblick atme ich auf, denn ich bin nicht wie der Graf Westarp —

Der Graf Westarp wäre kein Mann der altpreußischen, vom Recht und von den Pflichten seines Königs durchdrungener Überlieferung gewesen, hätte er sich damit begnügt, auf diese Weise den Monarchen von aller Schuld zu entkleiden.

— ich bin nicht „ein Mann von durchdrungener Überlieferung“.

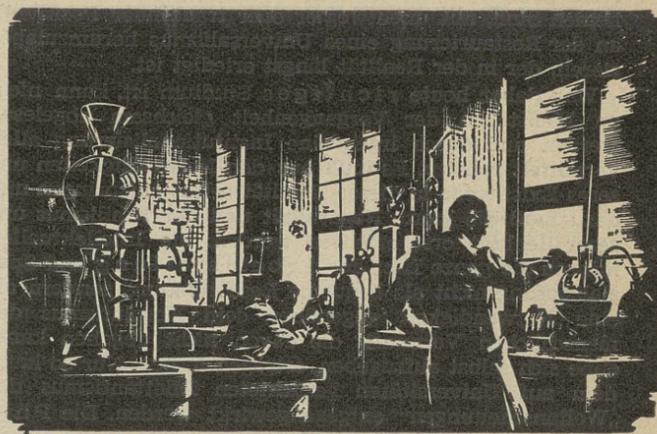
René Ernst

LQI folgt LTI

„Über alledem darf aber jene letzte, wenn auch kleinste Gruppe... in der Zone nicht vergessen werden, die dem sowjetischen System wirklich mannhaft Widerstand leistet. Es sind jene... die zu keiner Konzession bereit sind, die aber nicht resignieren und leichtfertig die Zone verlassen, sondern die mit der gleichen Hingabe an der Sache wie an den Menschen der Zone hängen. Viele wurden Opfer des Staatssicherheitsdienstes; noch mehr wurden aus ihren Stellungen und aus der Sowjetzone vertrieben.“

Eine Einstufung in eine der aufgeführten Gruppen soll dem Leser überlassen bleiben. Eines kann man jedoch sagen, daß der Verfasser des Buches „LTI“ nicht zu denjenigen gehört, die durch ihre Handlungen und Reden beweisen, daß sie einem totalitären System und seiner Sprache Widerstand leisten.

Bernhard Claudé



Ernste Forschungsarbeit

langjährige Erfahrung
und stetig verbesserte Leistung sichern eine
zuverlässige Qualität unserer:

Farbstoffe

Färbereihilfsprodukte

Textilveredlungsmittel

Gerbstoffe

Arzneimittel

Chemikalien

Lackrohstoffe

Kunststoffe

Zwischenprodukte

Spezial-Erzeugnisse für den Säureschutzbau

Stickstoffdünger

Pflanzenschutzmittel

Schädlingsbekämpfungsmittel

FARBWERKE HOECHST

vormals Meister Lucius & Brüning

Frankfurt (M)-Höchst



Zum Thema: universitas

Gegen Illusionen

Sehr geehrter Herr,

... Sie schreiben in Ihrem Artikel „Universitas litterarum“ über das Dilemma von Spezialistentum und Anspruch der Universalität: „Wer die Universalität als ein Warenhaus nimmt, in dem er möglichst viel für eine private Sammlung allgemeinen Wissens einkaufen möchte, verfehlt die Idee einer Universitas ebenso wie ein anderer, der sie nur als eine Lehrstelle und Schurigelungskurs für den künftigen Posten im Betrieb bezieht. Als Idee ist die Universitas noch nicht begraben...“ Dies Dilemma von borniertem Spezialistentum und bloßer Vielwisserei existiert nur für den, der das Reich des Geistes erst oberhalb des Reiches der Notwendigkeiten anfangen läßt und, sei's mit dem Verstand oder dem Gefühl, einer luxuriösen „Allgemeinbildung“ nachtrauert, die dem geistlosen Reich der Notwendigkeiten den transzendenten Schein zu liefern hätte. „Allgemeinbildung“ steht — seit Kants Vernunftkritik — im Geruch des Dilettantismus und der Privatschulle. Alle Klagen über Verlust einer Universalität der Wissenschaft und alle Versuche zu ihrer Restaurierung entspringen wie zu Kants Zeiten wesentlich dem immer stärker bedrohten „Monopol der Schulen, keineswegs aber dem Interesse der Menschen“; sie liegen allerdings im Interesse jener „freischwebenden Intelligenz“, die die langsame, aber sichere Expropriation von ihrem angemessenen Richter- und Urteileramt nicht zur Kenntnis nehmen will.

Für den Fortschritt der Wissenschaften und des „Geistes“ wäre es besser, wenn man die Universitäten mit allem Freimut, wie es, glaube ich, Max Scheler einmal vorgeschlagen hat, als Fachschulen erklärt — was sie in Wirklichkeit sind und worin ihr ganzer gesellschaftlicher Wert besteht —, als daß man Schein einer Universitas aufrechterhält oder restauriert, an der, der Natur der Sache nach, nur wenige Anteil haben können. Die Masse der anderen Akademiker verleitet dieser Anspruch nur dazu, sich eine von der handarbeitenden Masse grundsätzlich unterschiedene gesellschaftliche Position anzumaßen und sich einzubilden, daß sie einen besonderen Schlüssel zur Wahrheit besäßen.

Es ist keineswegs nur die Praxis der Gesellschaft, welche die Idee der Universität herausfordert, sondern die Praxis und das Dasein der Wissenschaft selbst. Die Hunderttausende von Büchern, die kein Mensch mehr lesen und durcharbeiten kann, eine evidente Unfähigkeit der Wissenschaft, den Kriegs- und Wirtschaftskatastrophen, der Geistlosigkeit der „großen Politik“ anders zu begegnen als durch Untergangorakel, das Spezialistentum der Naturwissenschaften und der geradezu ausschweifende und unzünftige Zustand der Geisteswissenschaften, der ganze ungeheure Apparat, der die Möglichkeiten des einzelnen weit übertrifft: hier liegen die unmittelbaren Ursachen für die Nihilisierung der Universität als „geistige“ Instanz. Es hat keinen Sinn, mit unentwegter oder trauernder Positivität an der Restaurierung eines Universalismus herumzulabieren, der in der Realität längst erledigt ist.

Was daher heute richtiges Studium ist, kann nicht an Maßstäben der Vergangenheit gleichsam abgelesen werden und durch irgendeine Institutionalisierung allen vermittelt werden. Es muß aus den Notwendigkeiten unseres Existierens in dieser Realität selbst entspringen und dazu muß die ganze Negativität und der Nihilismus unserer Realität erst erfahren werden: die Intellektuellen müssen die ganze Last der Arbeitsteilung und Spezialisierung nicht als bequeme Beschränkung, sondern als eine Notwendigkeit gegenüber dem Absolutismus der menschlichen Vernunft, die davon nicht abgehen kann, ohne sich selbst aufzugeben, ertragen lernen. Nur so kann dem auf Universitäten gezüchteten Dilettantismus der „Weltanschauungen“ entgegengewirkt werden. Die Philosophie als die Wissenschaft, die es mit dem Universalen zu tun hat, tut daher nicht gut daran, wenn sie Propaganda für ihre Sache macht, sondern es wäre weit besser um sie bestellt, wenn sie ihre exklusive Bestimmung sehr deutlich zum Ausdruck bringt, und die spezialisierten Wissenschaften so allezeit und in der Sache selbst ihrer Beschränktheit überführt, und den Studenten den Dienst leistet, daß sie ihre Spezialisierung als eine wirkliche, komplizierte und widerspruchsvolle Notwendigkeit erfahren. Ich meine, daß nur diejenigen „richtig“ studieren, die nur in der Freizeit studieren können, und daher nur das Notwendige studieren. Nur an dem roten Faden solcher Notwendigkeit kann die Wucherung der libido sciendi, die sich in dem Zustand vor allem der Geisteswissenschaften niedergeschlagen hat, überwunden und dem Fortschritt dienstbar gemacht werden.

Zwischen den beiden, so verschiedenen, und doch gleicherweise dringlichen Anforderungen: sein „Brot“ zu

verdienen, und nach der „ganzen Wahrheit“ zu suchen, in diesem Widerspruch auszuhalten, (das eine zu tun und das andere nicht zu lassen, und keiner der billigen Ausgleichs zu suchen) — das ist der Dienst, den diejenigen, denen an der Universität noch gelegen ist, allein leisten können. Das „*primum vivere deinde philosophari*“, ist bei den Alten wie heute richtig, und es ist sehr zu fragen, ob die ganze Krise der Universität nicht darin besteht, daß die Aufklärung geglaubt hat, man könne den „Geist“ institutionalisieren und verfügbar machen.

Siegfried Braun

An die Redaktion

Amerika macht es so

„De Universitas Litterarum“, der Artikel auf der ersten Seite der vorigen Nummer des „Diskus“ reizt mich, als Vertreter einer Universität, wo auf das Studium generale viel Nachdruck gelegt wird, nämlich der Universität Chicago, zur Entgegnung.

Zunächst einmal glaube ich, daß der Verfasser des Artikels den Sinn des Studium generale mißverstanden hat. Das Studium generale wird gerade nicht als der Studienplan betrachtet, der das spezialisierte Fachstudium einer normalen deutschen Universität oder der „departments“ einer amerikanischen Universität restlos ersetzen sollte. Im Gegenteil soll das Studium generale dem Fachstudium nur vorausgehen und die allgemeinen Voraussetzungen eines gebildeten Menschen und Bürgers eines demokratischen Staates begründen, damit später das Fachstudium, sowohl dem Weiterkommen des einzelnen als auch der Heranziehung von nützlichen Fachmännern zu dienen hat, die volle Aufmerksamkeit zugewandt werden kann.

In Chicago erfüllt nun diesen Zweck der Vorbereitung das College, das aber dem Studierenden spätestens bis zu seinem 19. und 20. Lebensjahr in Anspruch nimmt. Danach kann der Student auf eines der Departments gehen und sich eine Ausbildung holen, die ihm von Nutzen sein wird, wenn er in einer bestimmten Fachrichtung vorwärts kommen will. Und mit dem Verfasser des Artikels stimme ich nun darin vollkommen überein, daß bei diesem Stadium des Studiums dafür gesorgt werden soll, daß die Wissenschaft der Praxis etwas Lebendiges zu sagen hat.

Wie sieht aber das Studium generale auf dem College

aus? Zunächst einmal wird erstrebt, daß man sich mit den täglichen politischen Angelegenheiten seines Staates vertraut macht, und ferner daß man mit einigem Geschick die ökonomischen und sozialen Verhältnisse seines Landes analysieren kann, bzw. sich vernünftige Urteile darüber bilden kann. Hierbei scheinen die ostzonalen Kommunisten etwas von uns gelernt und übernommen zu haben; ihr berühmtes gesellschaftswissenschaftliches Grundstudium ist grundsätzlich unserem Programm in vielen Punkten ähnlich, obwohl der einseitige Stoff sich von unserem vielseitigen und aus den verschiedenartigsten Quellen genommenen — wie etwa Marx, Kant, Freud, Adam, Smith, John Locke und John Dewey, dem amerikanischen pragmatischen Philosophen — wesentlich unterscheidet.

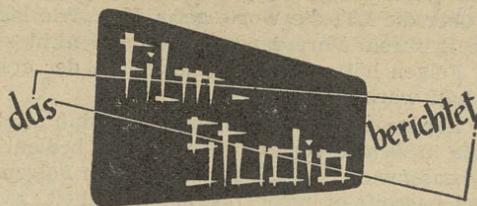
Außer diesem dreijährigen „Social Sciences“ Programm das jeweils vier Wochenstunden in Anspruch nimmt, gibt es ein „Humanities“ und ein „Natural Sciences“ Programm, die diese Allgemeinbildung mit Übungen nach verschiedenen führenden Werken auf kunst- und literaturwissenschaftlichem sowie naturwissenschaftlichem Gebiet erweitern. Vorlesungen gibt es zum Teil auch, aber jetzt nicht mehr als jeweils eine Wochenstunde, gegenüber drei Übungswochenstunden. Schließlich gibt es auch einzelne, nur ein Jahr dauernde Programme, darunter Mathematik, englischen Aufsatz, Geschichte des Abendlandes, Wissenschaft der Philosophie und Grundsätze einer Fremdsprache (einer der schwächsten Teile des ganzen Programms). Diese Fächer sind jedem Studenten vorgeschrieben, und sie bilden den Grundsatz eines vierjährigen Studiums, wobei aber meist jeweils noch ein Wahlfach belegt werden kann.

Diese Beschreibung des Chicago-Programms ist eine Art Antwort auf den Einwand, den der Verfasser dem Studium generale machte: daß es eine bloße allgemeine Zerrissenheit des Wissens schaffe und dazu führe, daß die Wissenschaftler einander auf ihren verschiedenen Gebieten mißtrauten. Ich glaube, daß ein sorgfältig ausgeplanter Studienplan wie der Chicagoer die befürchtete Zerrissenheit ohne weiteres vermeiden kann; der Studierende darf nur nicht zuviel Wissen in dieser kurzen Zeit beanspruchen. Und zum zweiten Punkt möchte ich sagen: wenn die Wissenschaftler eine ungefähre Ahnung haben, was bei ihren Kollegen los ist, werden sie sich gegenseitig überhaupt ansprechen können. Sonst wird es unter den verschiedenen Spezialistentümern überhaupt keinen Umgang geben, und die Universität wird ihre schon relativ schwache Einheit restlos verlieren.

Clive A. Gray

Sie können den DISKUS auch an folgenden Stellen kaufen:

Buchhandlung Peter Naacher · Papierhandlung Luise Pollinger, Bockenheimer Warte
Café Pielok · Universitätsbuchhandlung Blazek & Bergmann, Goethestr. 1
In der Universität, im Juristischen und im Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Seminar · Im AstA-Zimmer der TH Darmstadt



Ein Photo-Wettbewerb für Studenten

Das Film-Studio an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität veranstaltet im Sommer-Semester 1952 einen Photo-Wettbewerb, an dem sich alle Studierenden der Universität beteiligen können. Die besten Bilder werden zu einer Ausstellung vereinigt und während des Universitätsfestes im Lichthof gezeigt werden.

Der Wettbewerb gliedert sich in die folgenden 5 Gruppen:

1. Portrait
2. Landschaft und Architektur
3. Sachaufnahmen (Stilleben, wissenschaftliche und technische Aufnahmen, Werbephotos)
4. Schnappschüsse und Reportagen
5. Farbaufnahmen.

Für die besten Bilder in jeder Gruppe werden Geld- und Sachpreise ausgesetzt. Die drei besten Bilder des gesamten Wettbewerbs werden in der nächsten Nummer des „Diskus“ veröffentlicht und honoriert.

Die Jury setzt sich zusammen aus Professoren und Studenten der Universität. Die Preisverteilung findet unter Ausschluß des Rechtswegs statt.

Die endgültige Zusammensetzung der Jury sowie die Liste der Geld- und Sachpreise, die von Freunden der Universität gestiftet werden, veröffentlicht der „Diskus“ in seiner nächsten Ausgabe.

Teilnahmebedingungen:

1. Teilnahmeberechtigt ist jeder eingeschriebene Student der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main.
2. Jeder Teilnehmer am Photo-Wettbewerb kann für jede Gruppe mehrere Bilder einsenden, jedoch nicht mehr als 10 Bilder insgesamt für alle Gruppen.
3. Das Mindestformat soll bei Schwarzweißaufnahmen 13×18 cm, bei Farbaufnahmen 9×12 cm sein.
4. Jedes Bild muß auf der Rückseite die technischen Angaben tragen. Außerdem muß es mit einem Kennwort und der betreffenden Gruppennummer versehen sein.
5. In einem verschlossenen Briefumschlag, der nur das Kennwort tragen darf, sind der Name, die Adresse, die Fakultät, die Zahl der Bilder und eventuelle Bemerkungen anzugeben.
6. Einsendeschluß: 20. Juni 1952.
7. Die Einsendungen sind zu richten an: Filmstudio an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße, oder persönlich abzugeben während der Geschäftszeit des Filmstudios: Montag bis Freitag von 12 bis 12.30 Uhr im Zimmer 40, Erdgeschoß des Hauptgebäudes.

Die Buchhandlung
für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993 · Gegründet 1868

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134,
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Sonderangebot für Studierende!

Führerschein Klasse III

(Pkw, Lkw und Motorrad).

Preis nach Probefahrt unter Anrechnung Ihrer
Vorkenntnisse,
Teilzahlung.

Ausbildung: Fahrunterricht etwa 10—12 Fahrstunden
(14 Tage bis 4 Wochen) in Ffm., in Ihrer Freizeit.

Tragen Sie sich unverbindlich in die im AstA-Zimmer
ausliegende Liste ein oder rufen Sie 32640 an.

Fahrschule H. SCHÄFERS, Frankfurt a. M.

Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131
(nächst der Universität) Fernruf 755 89

Forschung in Abessinien

Bericht von einer Expedition des Frobenius-Instituts

Unendlich reich und bunt ist das Bild, das jahrzehntelange wissenschaftliche Forschung von der Geschichte und den Kulturen der Eingeborenen-Bevölkerung Afrikas gezeichnet hat. Nichts wäre falscher, als von einer „Geschichtslosigkeit“ dieses Erdteiles zu sprechen. Asien, die Wiege der Menschheit, und insbesondere der Nahe Osten mit seinen frühen Zivilisationen, greifen von Osten und Norden her nach Afrika aus. In nicht abreißen- dem Strome, wenn auch verschieden in der Intensität und Wirkung in Zeit und Raum, ziehen sich auf uralten Wanderbahnen die Einflüsse des alten Orients, Alt-Ägyptens und der alt-mediterranen Gebiete in die afrikanischen Weiten hinein.

Der Nordosten ist seit ältester Vorzeit ein Schauplatz solcher historischer Prozesse, und nicht von ungefähr wurde das geographische Gebiet des heutigen Abessinien, ein Brennpunkt der erwähnten Einstrahlungen aus den Zentren frühesten Kulturen, Völkerschaften, die ursprünglich weitgehend einheitlich der



Töpfer und Schmiede bilden bei den Sala eine untere, verachtete Kaste. Nur Frauen betreiben die Töpferei. Die Töpferscheibe ist noch nicht bekannt.

äthiopischen Rasse zugehörten, schweifende Nomaden und Großviehzüchter, entfalten im Hochland von Habesch, befruchtet von alt-orientalischer Zivilisation, die frühen kuschitischen Hochkulturen, deren letzter, bisher nachweisbarer Ausläufer noch am Ende des 19. Jahrhunderts das Kaiserreich von Kaffa war. — Spätere Einwanderungen, getragen von Völkern semitischer Rasse, brachten noch vor Beginn unserer Zeitrechnung orientalische und vorderasiatische Elemente ins Land, denen die eigentliche äthiopische Hochkultur in den Bergländern ihr Entstehen verdankt. — Vom 5. Jahrhundert n. Chr. ab wurde das Christentum, in seiner monophysitischen Form, zur Staatsreligion dieser Reiche, deren Bestand in späteren Jahrhunderten öfters vom Islam bedroht wurde. — Die umliegenden Tiefländer und Steppen blieben dagegen die Domäne der osthemitischen Viehzüchter-Kulturen, deren Angehörige teils bis heute Heiden geblieben sind, überwiegend aber zum Islam bekehrt wurden.

An den Grenzen, hauptsächlich in den südwestlichen, erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von den Abessiniern eroberten Randgebieten des äthiopischen Reiches, leben Reste alter, negroider Stämme, die Beziehungen zu den Nil-Kulturen des Sudans bzw. zu den hamito-nilotischen Völkern der westlichen und südwestlichen Nachbarländer aufweisen, z. T. aber auch die letzten Repräsentanten alteingesessener Völkerschaften sein mögen. Von der Kultur dieser stark zersplitterten Stämme war bisher so gut wie nichts bekannt.

Zu diesen Volkstrümmern vorzudringen, war das Ziel der 23. Expedition des Frobenius-Institutes an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt a. M. — Unter der Leitung von Prof. Dr. Ad. E. Jensen, Ordinarius für Ethnologie und Direktor des Institutes, wurde im September 1950 eine sorgfältig vorbereitete Unternehmung gestartet, an der noch Frau E. Pauli sowie die Herren Dr. Haberland und Dr. Schulz-Weidner als Assistenten teilnahmen. Dank der Unterstützung der abessinischen Regierung, deren Oberhaupt, Kaiser Haile Selassie, den Expeditions-Teilnehmern eine Audienz gewährte, konnten sie von Addis-Abeba aus per Lastauto die Reise nach dem Süden des Landes antreten. Etwa 800 km von der Hauptstadt entfernt fand die Autofahrt ihr Ende; mit Maultierkarawane ging es auf teilweise sehr beschwerlichen Gebirgspfaden in westlicher Richtung auf das Bako-Bergland zu, das als das vermutlich aussichtsreichste Arbeitsgebiet gewählt worden war. Noch vor Erreichen der hohen Gebirge wurde nach viertägigem Marsch der erste, nahezu unbekannte Stamm angetroffen, die Male, deren Kultur sich auf gemischter Wirtschaft aufbaut. In kleinen, weit verstreuten Siedlungen von jeweils nur wenigen Gehöften lebend, betreiben sie vorwiegend Viehzucht und daneben den Anbau von Feldfrüchten (Hirse) und Imkerei. Durch Vermittlung der abessinischen Märkte hat sich bei den Männern bereits europäische Kleidung in Form von Khaki-Hosen, Hemden und Jacken eingebürgert, aber bei der Feldarbeit sieht

man sie nicht selten noch völlig nackt gehen. Die Frauen tragen noch die alten Ledergewänder, wie sie für die Viehzüchterkulturen überall typisch sind. Im übrigen leben die Menschen noch fast unbeeinflusst von fremdem Zivilisationseinfluß. Ihre Stammesorganisation, mit einem mächtigen Häuptling an der Spitze einer Anzahl von Unterhäuptlingen für die verschiedenen Bezirke des Landes, war noch völlig intakt. Ueberraschend stellte sich heraus, daß der Stamm in zwei Heiratsklassen geteilt war, von denen jede sich in eine Anzahl von Klänen unterteilte. Streng befolgte Heiratsgebote schreiben vor, daß nur nach außen (exogam) geheiratet werden, ein Angehöriger der Heiratsklasse A also nur eine Frau der Heiratsklasse B heimführen darf. Die Zugehörigkeit zu den Heiratsklassen und Klänen bestimmt sich für Männer und Frauen nach der väterlichen Linie. Regenzeremonien, rituelle Viehtötung und Eingeweideorakel, Ahnenkult an den Grabstätten der Verstorbenen sind Kennzeichen ihres religiösen Lebens. Der Rasse nach sind die Male vorwiegend äthiopid, ihre Sprache erwies sich als zum Hochkuschitischen, einem Zweig der hamitischen Sprachgruppe, gehörig.

Angaben der Male über ihre Nachbarstämme bestätigten die Vermutung, daß sich die Expedition in einem Gebiet befand, dessen Bevölkerungen z. T. nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Um einen möglichst umfassenden Überblick über die Verbreitung dieser Stämme und die gesamte Kultur dieses Landes zu erhalten, teilte sich die Expedition in drei selbständig arbeitende Gruppen. Die Ergebnisse der sich noch über neun Monate erstreckenden Untersuchungen seien hier kurz skizziert. Die unmittelbar im Westen und Norden an die Male anschließenden Stämme in den schwer zugänglichen Gebirgen sind in jeder Hinsicht wesentlich von ihren Nachbarn verschieden. Entsprechend den geographischen Verhältnissen und klimatischen Bedingungen sind sie zur Hauptsache Feldbauern, die zumeist noch mit primitiven Grabstöcken ihre Felder bestellen. Neben der Hirse werden auch Gerste und Weizen angebaut. Inmitten von kleinen Bananen-Pflanzungen (einer Art, die keine Früchte trägt, deren Wurzelstock aber ein wichtiges Nahrungsmittel abgibt) erheben sich ihre Kegeldach-Hütten, die sauber und ordentlich aus Bambus gebaut sind. Nur wenige Ochsen und Kühe nennen die Leute ihr eigen, und auch



Die Schmiede der Sala sind zugleich auch die Trauermusiker. Nur sie dürfen diese zweiseitig bespannten Trommeln bauen und schlagen. Fast pausenlos singen und tanzen die Trauergäste zu den Rhythmen.

die Schaf- und Ziegenherden sind kaum nennenswert. In den tiefergelegenen Gebieten läßt die Entstehung einer Viehzucht-Kultur aus einer gemischt-wirtschaftlichen Kulturform gewissermaßen noch in statu nascendi beobachten. Prof. Jensen glaubt hier den Ansatzpunkt für seine Theorie über eine selbständige, nicht durch Wanderung eingeführte Entwicklung der Viehzucht auf afrikanischem Boden gefunden zu haben.

Nicht ohne Druck der abessinischen Verwaltung sind auch hier schon europäische Bekleidungsstücke für die Männer üblich geworden, die früher nur einen kleinen Durchziehschurz aus Schaf- oder Ziegenfell trugen. Die Frauen tragen noch durchweg einen Faserschurz aus Pflanzenbast, bei kühler Witterung oder zu den Festen außerdem noch ein großes, grobgewebtes Umschlagtuch. — Auch bei diesen Stämmen fand sich die Zwei- oder sogar Dreiteilung in exogame Heiratsklassen. Ihre Klane zeigen noch — wie auch bei den Male — Spuren totemistischer Beziehungen essante Theorie von der selbständigen Entwicklung der Viehzucht auf afrikanischem Boden gefunden zu haben. zu bestimmten Tiergattungen. — Wie auch bei allen übrigen Stämmen dieser Provinz bilden die Handwerker, speziell die Schmiede, Töpfer (die eigentliche Töpferei wird nur von Frauen geleistet!) und Lederarbeiter, Kasten und haben ihre eigenen exogamen Klane bzw. sind als Paria-Gruppe an andere Klane ihrer Stammesgemeinschaft angeschlossen. Sie sind verachtet und teilweise auch gefürchtet, werden aber bezeichnenderweise häufig für bestimmte Zeremonien herangezogen.

Diese primitiven Bergbauern kennen keine Mythen und Märchen, sie wissen nichts von Geistern oder Totenseelen und einem Totenreich, haben keine Reifezeremonien; die Vorstellung von ihrem Gott ist äußerst vage. — Im übrigen handelt es sich bei diesen Stämmen, von denen die Baka, Schangama, Galila, Ubamer, Bio und Sido namentlich



Gold Dollar Cigaretten

• richtig-für richtige Kenner •

angeführt seien, um friedliche, sehr fleißige, gutmütige und heitere Menschen, die rassisch eine stärkere negride Komponente erkennen lassen. Ihre bisher unbekannte Sprache nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als man bis zur Stunde noch nicht entscheiden kann, an welche größere, schon klassifizierte Sprachgruppe sie sich letztlich anschließen lassen wird. Kuschitische Einschläge sind unverkennbar.

In den tiefergelegenen Steppengebieten hatte die Expedition dann noch Gelegenheit, sich eingehender mit eigentlichen Viehzüchter-Kulturen befassen zu können, die unverkennbar das Gepräge ihrer hamito-nilotischen Nachbarn jenseits der abessinischen Grenzen trugen, daneben aber auch viel Eigenes ausgebildet und bewahrt haben. Schließlich wären noch die Sala zu nennen, die einige Tagereisen nordöstlich der genannten Stämme des Bako-Berglandes als Viehzüchter und Ackerbauern (Mais, Hirse) leben, reich und stolz, und sich als Vertreter der alten kuschitischen Hochkultur erwiesen, mit monarchischem Häuptlingstum und Stammes-Aristokratie, etlichen Elementen einer alten Megalith-Kultur und seit altersher Bekenner des Christentums, das noch reich mit heidnischen Vorstellungen durchsetzt ist.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition, die erst Ende 1951 aus Abessinien zurückkehrte, befinden sich noch in Bearbeitung. Es gelang in einem geschlossenen geographischen Raum eine gründliche Bestandsaufnahme in ethnographischer, anthropologischer und sprachwissenschaftlicher Hinsicht durchzuführen und damit einen der letzten weißen Flecke auf der Landkarte von Afrika zu



Totentanz der Frauen des Sala-Stamms auf dem Festplatz vor der christlichen Kirche.

tilgen. Entsprechend der besonderen Forschungsweise des Frobenius-Institutes, das eine kulturmorphologische Betrachtung in den Vordergrund stellt, d. h. die Kultur eines Eingeborenenstammes als eine innere Einheit auffaßt und sie von ihrer Wesensmitte her zu verstehen sucht, wurden das geistige und religiöse Leben dieser Völkerschaften wie auch ihre sozialen Verhältnisse und Organisationsformen im Zusammenhang erforscht.

W. Schulz-Weidner
Frobenius-Institut

Ist Stalin das moderne Rußland?

Wer nach der Lektüre der „Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki) (Kurzer Lehrgang)“, 1938 vom Z.-K. der KPdSU (B) offiziell gebilligt, den Wunsch hat, sich einmal an einem Buche zu informieren, das außerhalb des sowjetischen Machtbereiches geschrieben und gedruckt wurde, wird erstaunt sein, wie wenig Möglichkeiten hier dem Historiker bleiben, nach der Wahrheit zu forschen und sie darzustellen. Im Jahre 1949 veröffentlichte die Oxford University Press Isaac Deutscher „Stalin, A Political Biography“. Der Kohlhammer Verlag, Stuttgart, brachte 1951 das Werk Deutschers in deutscher Uebersetzung heraus, das nun den Titel trägt: „Stalin. Die Geschichte des modernen Rußland“. Ein undankbares Thema, denn der Wissenschaftler kann das Material nicht frei auswählen, das von der Sowjetunion — und vielleicht auch von Stalin selbst — ängstlich geheimgehalten wird, aber vielleicht kann auch der Autor nicht davon freigesprochen werden, Stalin zu sehr von der Warte eines Bewunderers und ehemaligen Kommunisten zu sehen.

Vielleicht hätte man besser daran getan, auch für die deutsche Ausgabe den Untertitel beizubehalten. Welch geringe Rolle Stalin damals spielte, wird von Deutscher zwar nicht verschwiegen, aber wenn die deutsche Ausgabe aus einer „Political Biography“ eine „Geschichte des modernen Rußland“ macht, muß der Leser manchmal zu

falschen Schlüssen kommen. Es würde ja niemand bestreiten, daß Stalin später eine politische Größe wurde, aber das konnte doch damals noch niemand wissen. Auf gefährliche Gebiete begibt sich Deutscher allerdings durch seine Rechtfertigungsversuche für die bolschewistische Politik während der Zeit der Neuordnung der Wirtschaft Rußlands. Er kann den Einfluß bolschewistischer Logik nicht mehr verleugnen. Wo er sich eigentlich um die Opfer des wirtschaftlichen Aufschwungs kümmern sollte, stellt er den ökonomischen Messianismus der bolschewistischen Lehre in den Vordergrund.

Es ist bedauerlich, daß Deutscher so oft den Weg eines echten Historikers verließ. Sein Buch ist interessant und packend geschrieben, aber man muß es sehr kritisch lesen. Daß er oft den Versuch unternimmt, durch Einfügung vieler Gegendarstellungen zu diesem oder jenem Ereignis, spricht ihn nicht frei, hin und wieder zur Mythenbildung um Stalin beigetragen zu haben. Bestimmt ist die Zeit noch nicht reif, über das bisherige Leben Stalins eine Zusammenfassung zu geben, weil es zumindest bis zu seinem Ableben — und so lange es die KPdSU (B) für richtig hält — als „Staatsgeheimnis“ unzugänglich bleiben muß.

Deutscher, Isaac: „Stalin, Die Geschichte des modernen Rußland“ 1951. 606 Seiten und 19 Abbildungen, Ganzleinen mit zweifarbigem Schutzumschlag, Verlag: W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

„Prosa“ von Hugo v. Hofmannsthal

Wann der historische Augenblick da ist, in dem das Werk berühmter Autoren für die Gesamtausgabe reif wird: das ist eine Frage, für die große Verlage den Literatur-Seminaren hohe Forschungsbeträge stiften sollten. Denn sicher ist dieser Augenblick nicht mit dem Todesfall gegeben, und nicht, wenn die Erinnerung an den Autor verblichen ist. Die Gloriole umstrahlt nicht das gesamte Werk. Äußerungen zum Tage, die Liebesdienste für Kollegen, Gelegenheiten und Verlegenheiten lösen sich bald ab vom Gedächtnis des Schreibers, aber sehr langsam nur von dem der Zeitgeschichte; die Übergänge zwischen Eigentümlichkeit, Manier und Stil entstehen erst durch das Vergessen der Normalität, der Manien und Blößen der überwundenen Epoche. Der Haß gegen das kaum Vergangene, gegen die Fahrlässigkeiten, die, wie wir glauben möchten, im Schuldzusammenhang mit unseren Katastrophen stehen und nicht verjährt sind, liefert auch den Nachruhm leicht

greifend war als das unbeschreiblich laute und schöne Singen der Vögel in den Alleen, deren Bäume vom Blut bespritzt waren und in deren Schatten die Toten auf ihrem Gesicht lagen...“ Unverständlichkeit wird hier zur Voraussetzung der Schönheit, und beider Bedingung ist der Kontrast mit dem Wirklichen, nein, der Verrat an ihm. Je kostbarer dieser Kontrast sich gibt, um so hilfloser wird die Attitüde des Literaten, der sich, den Sohn des adelten Bankiers, und den Bohemien gewordenen Sproß der armen Nebenlinie Detlev v. Liliencrons zusammenbringen beliebt unter dem snobbischen Gehabe von „Guts-herren“, ob ihre Jagdgründe nun aneinanderstoßen oder weit auseinanderliegen.“

Lehrreich und lesenswert ist eben darum die Beschreibung der großen Idole — Shakespeare, Grillparzer, Keller, Balzac — in deren Empfindung sich häufiger das Bewußtsein der Ohnmacht spüren läßt, das Hofmannsthal im Brief des Lord Chandos so eindringlich als das Los der eigenen Zeit benennt. In der Nachübung — Literatur über Literatur — erkennt sich die Entfremdung von den veränderten Verhältnissen der eignen Epoche; aber sie erreicht nicht, wie es dem radikalen Prosaisten Thomas Mann gelang, die authentische Distanz, die der ironischen Reflexe. Die Fortsetzung des lyrischen Beginns in der späteren Prosa gerät ins Feuilleton, so befreundet und innig der Autor seinen Themen scheint, — sie werden in Wirklichkeit aufgezehrt von „durstiger Gier“, die „aus jedem Gebilde der Welt und des Traumes... sein Eigenstes, sein Wesenhaftestes heraus-schlürft“.

Hugo v. Hofmannsthal, Gesammelte Werke in Einzelausgaben: Prosa II 445 S., Ganzleinen, 19,50 DM, Verlag S. Fischer, Frankfurt/M.

Selbstanzeige

Das war der Wechsel der Bewegung in reine Lust — elektrisches Liebesspiel. Man ahnte die Möglichkeit, zu atmen, zu träumen, ja selbst zu denken wie dieser Fisch.

... ist es bei mir nicht anders als in einer spanischen Herberge. Die Gäste finden hier nicht mehr, als sie in ihrem Gepäck mitbringen... Die meisten ahnen freilich nicht, was sie an Eigentum mitführen. Sie dringen kaum bis zum Geheimnis ihrer Glieder, geschweige denn bis zu den Atomen vor.

... die vertrackte Auffassung, die Schwarzenberg von der Wissenschaft besaß. Er sah in ihr nichts Spätes, und Worte wie Aufklärung hatten für ihn einen positiven Sinn.

(- Tätowierungen -) ... sah man an den Armen auch Bilder, wie man sie an den Mauern von dunklen Orten trifft.

... Bestürzung, die ihn ergriffen hatte, als sie sich zum ersten Male entkleideten, und er Ulma die Hüllen von sich werfen sah. Er war nicht nur aus einem katholischen, sondern auch aus einem südlichen Land. Der Anblick nackter Menschen hatte für ihn im ärztlichen Beruf etwas unangenehm Notwendiges. Außerhalb des Berufes war er mit einem starken und altererbten Tabu belegt... Im Grunde war die Lage auch nicht zu verwechseln; sie hatte nichts zu schaffen mit der nihilistischen Entblößung, die weithin Mode geworden war. Das Mädchen trug seinen Körper in angestammter Freiheit und als natürliches Gewand, auf dem der Glanz von frühen Feiern leuchtete. Das war stärker als Waffen und schöner als Kunstwerke.

... Ein roter, armloser Stumpf aus purem Fleische blieb zurück. Das war der Eindruck, den er hatte, wenn er im Wunderbaren scheiterte. Es war nur ein Hauch vorbeigestrichen, und dennoch war alles verspielt.

An Stelle der Kirchenväter traten in seine Regale die jüngsten Franzosen und Amerikaner ein... Er hatte sich oft mit Einar darüber unterhalten, den diese Teilnahme am Lesefutter für fünf Kontinente befremdete. Für Einar galten die Exhibitionen als leerer Aushang, als sicheres Zeichen der Ohnmacht, der Impotenz.

Die Höflichkeit war fast unmerklich; obwohl sie auf alten Wurzeln ruhte, erschien sie einfach als Menschlichkeit im höheren Sinne.

... wenn er das Vaterland wie eine Frau, wie eine Mutter im Staube liegen sah.

Der Eber durfte in diesen Rauh Nächten nicht fehlen; er war durch jenes Rückenstück vertreten, das man den Herrenziemer nennt.

... Ein seltener Fang. Das Tier wird schon in der Edda erwähnt.“

Das richtete sich wohl an die Schicht, die Moltner die Rückseite des Kartenblattes genannt hatte.

Die blitzenden Juwelenschwärme der heißen Golfe und Tropenriffe beschloß ein riesiger Solitär der Islandmeere: der Gotteslachs...

... den Fisch... der fast die ganze Länge der Tafel in Anspruch nahm. Er war wie ein großer, bleicher Meeraal geformt, doch mit einem Kopf, der eher an einen Dorsch erinnerte und der zwei starke Barteln trug. Erdmüthe hatte ihn in ihrem längsten Kessel kochen müssen, und auch das war nur gelungen, indem sie ihn schlängelte. Sie hatte ihn mit einem breiten Bande von Petersilie umlegt, die sie unter den zwerghaften Büschen des Gartens überwinterte. Ihn Moosgrund schloß noch die Schneekristalle ein.

... Ein Schicksalsjahr folgt auf das andere...“

Ein mächtiger Portier in braunem Gehrock überwachte den Eingang von seinem Platze aus. Er sah sie eintreten, zwei Reisende in bescheidenem Gewande, wahrscheinlich Deutsche, denen er durch einen Wink den blauen Liftboy entgegensandte, damit er ihnen das Gepäck abnähme und zugleich einer diskreten Prüfung unterzöge, wie es den Regeln merkurischer Höflichkeit entspricht.

... wir wußten vielleicht nicht was Wirt und Gäste sind. Er hat uns die Worte aufgesprengt. Und nicht nur sie.“

... es bleibt ein Geheimnis, warum auch reiche und mächtige Gäste, selbst Fürsten, sich um die Gunst des also Gebietenden bemühen. Das klärt kein sozialer Kontrakt. Hier wird auch das Trinkgeld zur Opfergabe, zum schuldigen Tribut.

... er hatte die Ahnung, daß er hier vor der rechten Schmiede stünde — es klang von Norden wie silberner Hammerschlag heraus.

An dieser Küste waren immer Geister aufgewachsen, von zwar verborgenem Einfluß auf das deutsche Denken, doch mächtiger und dauerhafter in der Zeit...

Die Arbeit am Rande der Erschöpfung brachte ihn in die Stimmung, die ihm zusagte. Er hatte ihr deshalb wohl auch stets nachgestrebt und sie in Lagen aufgesucht, die andere gern vermeiden — in Steinbrüchen und Bergwerken, in kolonialen Söldnertruppen und in den Bagnos und Zuchthäusern.

Die Physiognomie war ausgelöscht, war abgeworfen wie eine Maske; die Muskeln arbeiteten unter Preßwehen. Es war merkwürdig, welche Brutalität auf dem so feinen und klugen Gesicht zutage trat. Das Felsgestein durchbrach den Humus, Magma die Weinberge.

Doch war er zu sprunghaft für ein weitgestecktes Ziel. Aus diesem Grunde blieb er bei jenen, die immer an den Rändern herumschweiften.

„Wissen Sie, warum eigentlich Sokrates dem Asklepi den Hahn opfern ließ?“

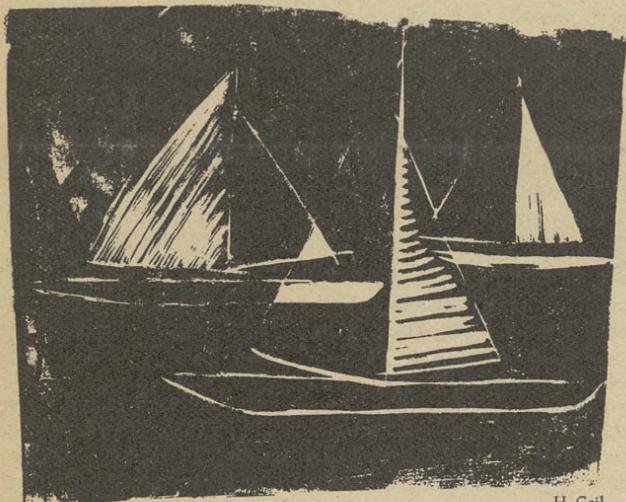
„Nein, aber ich weiß, warum ich morgen abreise.“

„Das wissen Sie eben nicht. Sie reisen ab wie jemand, dem es unheimlich wird.“

Nun warf das Untier sich auf die Seite und entblößte das blitzende Gebiß. Durch diese Wendung wurden die Piloten sichtbar, die sich unter den Flossen verborgen hatten: zwei Prachtmakrelen von silbergrauer Schuppung, fünffach gebändert vom weichsten, dunkelsten Azur. Sie wirkten als ein farbiger Auswurf der Macht, als feineres aber abgeleitetes Prinzip. Der parasitäre Glanz der großen Tafeln wurde deutlich, wo es an Abfällen nicht fehlt.

... Musik, die von verhangenen Emporen in bildlose Dome fiel. Das würde Balsam sein.

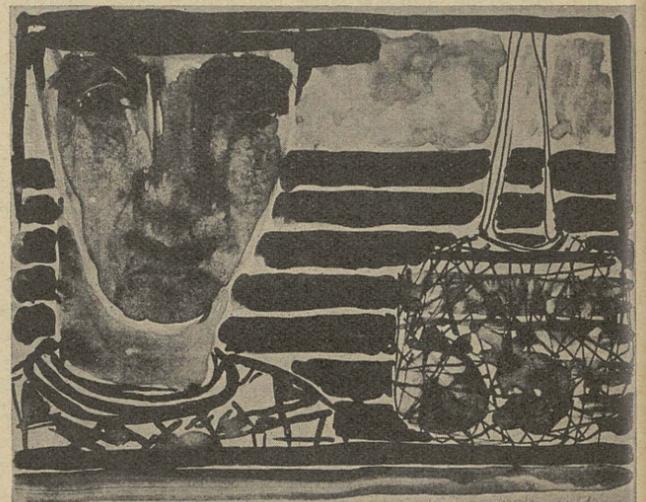
(Aus Ernst Jüngers neuem Buch: Besuch auf Godenholm)



H. Gail

an die Schlachtbank der Geschichte. Er erstarrte in der Wohlgefälligkeit des Stilisten, der vor einem halben Jahrhundert so formulierte: „Übereinandergetürmt liegen die Leichen, die Flüsse stauen sich an ihnen, auf dem Grund des Meeres liegen sie mit starren Augen, und in zehntausend Häusern wird in stummer, stolzer Frömmigkeit, ohne Heulen und Weinen für einen Toten ein kleines Mahl gerichtet, ein freundliches Licht entzündet.“ Das wurde „bei Gelegenheit“ des russisch-japanischen Krieges niedergeschrieben und sollte nichts bewirken als die erhöhte Rührung für einen Schriftsteller, der zur gleichen Zeit starb und über Japan geschrieben hatte. Inzwischen kennen wir das Fatale solcher schriftstellerischen Bemühung, die am Ende nicht mehr gewesen ist als ein Modell für Kriegerberichte und die Propagandatechnik, die das Grauen als Gewürz der Sensationen benötigt.

Am Anfang war sie ein Rettungsversuch. In einer Welt, der die Türkei und schon Japan nicht mehr „dahinten weit“ lagen („Dazu hat man mich ans Telefon gerufen: um mir zu sagen, daß Lafcadio Hearn gestorben ist... schnell bringt's der Draht herüber“) sollte die Distanz bewahrt werden — Perspektive, Übersicht, Hierarchie, Raum fürs eingeeengte Ich: „nicht mehr als schlanke Flamme oder schmale Leier“. Daß es nicht möglich war, hatte Hofmannsthal erkannt; der Brief des Lord Chandos, der dem jüngst erschienenen zweiten Band der Prosa des Dichters (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main) präludiert, besagt es. Sein Bekenntnis nimmt subjektiv den Zerfall einstiger Ordnungen wahr: „Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.“ Aber die Befreiung von diesem Zustand soll sich finden in einer Sprache, „von deren Worten mir auch nicht eines bekannt ist, eine Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen, und in welcher ich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekanntem Richter mich verantworten werde“ — einer Sprache also, die dem jetzt und hier Vorhandenen so wenig hülfe wie die löcherig gewordene unserer Tage. Sie wäre so unverstänglich für uns wie der Naturlaut: „Man erzählt von dem Maiaufstand in Dresden im Jahre 48, daß nichts so er-



L. Wymar

Eingegangene Bücher

(Besprechung vorbehalten)

- Kohlhammer Verlag, Stuttgart:
 Arnold J. Toynbee, Krieg und Kultur. Der Militarismus im Leben der Völker. 170 S. Ln. DM 9,60.
 Eugen Rosenstock-Huussy, Europäische Revolutionen. Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen. 584 S. Ln. DM 28,80.
 S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main:
 Eve Curie, Madame Curie. Fischer-Bücherei, Band 7. DM 1,90.
 Hans Leip, Jan Himp und die kleine Brise. Fischer-Bücherei, Band 8. DM 1,90.
 Franz Werfel, Der veruntreute Himmel. Fischer-Bücherei, Band 9. DM 1,90.
 Alexander Lernet-Holenia, Ich war Jack Mortimer. Fischer-Bücherei, Band 10. DM 1,90.

Hochschulnachrichten

Erweiterung des Staatseinflusses auf die Universität.

Wie der Vorsitzende des Haushaltsausschusses im Hessischen Landtag mitteilt, beabsichtigt die Regierung in Wiesbaden — da die Stadt Frankfurt der Universität nur einen geringen finanziellen Beitrag gewähren könne —, einen neuen Vertrag mit der Universität zu schließen, der ihr einen größeren Einfluß auf die Universität sichern soll.

Evangelische Studentengemeinde

Gemeindeabend am 11. Juni um 19 Uhr c. t. im Gemeindefestsaal der Christuskirche, Beethovenplatz (Auslegung des 1. Korintherbriefes).

Wochenendstudientagung (in Zusammenarbeit mit der Ev. Akademie) in Schloß Assenheim am 14./15. Juni 1952. Thema: „Das Recht Gottes und das Recht der Menschen“. Anmeldungen an das Sekretariat, Reuterweg 34 (für Hörer aller Fakultäten).

Katholische Studentengemeinde

Offener Kreis des Studentenpfarrers montags um 19.30 Uhr, Brönnerstraße 24, Thema: „Der Christ und die weltanschaulichen Grundlagen des Liberalismus“.

Exerzitien für Studentinnen am 14./15. Juni, in Mainz, Referent: Studentenfarrer Dr. Ernst Strasser, Mainz.

Wochenendtagung am 21./22. Juni in Oberreifenberg/Ts., Thema: „Wege zu gesunder Ehe“, Referenten: Walter Dirks, Frankfurt, und Dr. med. Hermann Frühauf, Offenbach.

Der 6. Katholische Deutsche Studententag findet in Berlin in Verbindung mit dem deutschen Katholikentag vom 19. bis 22. August statt.

Austausch Frankfurt—Chicago

Von der Universität Chicago sind für das Sommersemester 1952 bis jetzt eingetroffen:

Prof. Dr. Gustave E. von Gruenebaum (Arabic Literature)
Prof. Dr. Charles G. Bell (Humanities)

Von der Universität Frankfurt sind entsandt worden:

Prof. Dr. Herbert Lehmann
Prof. Dr. Max Rolfe (Justus-Liebig-Hochschule Gießen)
Dr. Gundula von Siemens
Observator Dr. Heinz Wachter

Die Erhöhung des Semesterbeitrages im VDS, die von der Mitgliederversammlung des Verbandes in Berlin gegen die Stimmen der Frankfurter Delegation angenommen worden war und eine Staffelform mit DM 0,30 pro Student als Höchstgrenze vorsieht, wurde vom Studentenparlament nicht in der vorgeschlagenen Höhe angenommen. Man einigte sich dagegen auf eine Staffelform mit DM 0,26 als Höchstgrenze.

Die Referate im AStA wurden wie folgt besetzt:

Gesamtdeutsche Studentenfragen	Herr Gruppe
Sozialreferat	Frl. Schmidt-Clever
Pressereferat	Herr Adler
Auslandsreferat	Frl. Arendt
Referat Kasse	Herr Degenhardt
Studentenhaus	Frl. Veith

Die Bestätigung des Europa-Referenten wurde wegen Abwesenheit des Referenten vertagt.

Zum ersten Sprecher des Studentenparlamentes wurde stud. rer. pol. Horst Schüllermann gewählt.

Zum Ersten Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Studentenschaften wurde cand. theol. Johannes Reinhold, zum Zweiten Vorsitzenden cand. med. Reinhold Schultze und zum Finanzreferenten cand. theol. Wolfgang Bente gewählt.

Von der TH Darmstadt

Professor Dr. Ing. Rudolf Klein wurde zum ordentlichen Professor für Eisenbahn- und Verkehrswesen als Nachfolger des emeritierten Professor Dr. e. h. Erich Reuleaux berufen.

Professor Dr. Wulf-Emmu Ankel wurde zum ordentlichen Professor (persönlichen Ordinarius) ernannt.

Ministerialdirigent Dr. Ing. Albert Dobmaier wurde zum Honorar-Professor ernannt und mit Vorlesungen über „Besondere Gebiete auf dem Signal-Fernmeldewesen der Eisenbahn“ in der Fakultät für Bauingenieurwesen beauftragt.

Staatsminister a. D. Dr. jur. Georg Strickrodt wurde ein Lehrauftrag für das Fach „Angewandte Steuerlehre“ in der Fakultät für Kultur- und Staatswissenschaften erteilt.

Dem Honorarprofessor Dipl. Ing. Eugen Wiedemann wurde ein Lehrauftrag für das Fach „Konstruktion elektrischer Maschinen“ erteilt.

Professor Dr. Ing. Heinrich Dietz wurde ein Lehrauftrag für das Fach „Torsionsschub statisch unbest. Bauteile“ erteilt.

Dr. Ing. Winfried Oppelt wurde ein Lehrauftrag für das Fach „Regelprobleme der Elektrotechnik“ erteilt.

Dem Privatdozenten Dr. Hermann Böhrs wurde ein Lehrauftrag für das Fach „Betriebliche Rationalisierung“ in der Fakultät für Kultur- und Staatswissenschaften erteilt.

Dr. Ing. Walter Sbrzesny wurde ein Lehrauftrag für das Fach „Geschichte des Bauingenieurwesens“ erteilt.

Prof. Dr. Karl Hax wurde in den Aufsichtsrat der Deutschen Mannesmannwerke AG, der Spitzengesellschaft des neuen Mannesmannkonzerns, gewählt.

In dem Architekten-Wettbewerb für das neue Verwaltungsgebäude der „Elektromark“ in Hagen wurde Prof. Heinrich Bartmann der 1. Preis zugesprochen.

Prof. Dr. Karl Hax wird als offizieller Vertreter des Instituts der Wirtschaftsprüfer am „International Accounting Congress“ in London teilnehmen.

Zum Nachfolger für den bisherigen Filmreferenten Professor Dr. Neuhaus (Bonn) wurde Dr. Ing. Gerhard Köhler bestimmt. Für alle Anfragen, die im Zusammenhang mit der Verwendung des Films im Lehrbetrieb auftreten, ist der Filmreferent zuständig. Von Beginn des Wintersemesters 1952/53 an wird wieder ein Hörsaal mit Vorführungsgerät zur Verfügung stehen.

Auslandsnachrichten

Die New Yorker Columbia-Universität hat in ihren Sommerlehrplan Vorlesungen und Seminare über Ostasien aufgenommen. Neben der Geschichte des modernen China, der Kunst des Fernen Ostens und der japanischen Sprache soll auch die Bedeutung der kommunistischen Bewegung und ihrer geschichtlichen Entwicklung gelehrt werden.

Die indonesische Regierung offeriert deutschen Dozenten fünfjährige Gastprofessuren. Die Möglichkeiten eines Studentenaustausches werden zur Zeit noch geprüft. Geplant ist ein Indonesien-Seminar zur Förderung der internationalen Verständigung zwischen beiden Staaten.

Einem aufmerksamen Leser unserer letzten Nummer fiel auf, daß bei der Aufschlüsselung des Betrages von DM 28,50, den jeder Student zu Beginn des Semesters als Sozialgebühr zahlt, eine Differenz von DM 0,15 besteht. Unsere Erkundigungen ergaben, daß diese fünfzehn Pfennige ursprünglich als Beitrag für die Tübinger wissenschaftliche Buchgemeinschaft bestimmt waren. Nachdem aber unsere Mitgliedschaft bei dieser Buchgemeinschaft vor einigen Monaten erlosch, wird dieser Betrag nun dem Fond zur Aufrechterhaltung des studentischen Lesesaals überwiesen.

D. Red

Unterhaltszuschüsse für Referendare

Im Februar dieses Jahres brachte die Fraktion der CDU im hessischen Landtag einen Antrag ein, der die Landesregierung ersucht, allen Gerichtsreferendaren „vom ersten Tage des Vorbereitungsdienstes an Unterhaltszuschüsse zu zahlen“. Die Fraktion bat darum, im Haushaltsplan entsprechende Mittel bereitzuhalten. Dieser Antrag wurde in erster Lesung an einen Ausschuß zur Bearbeitung überwiesen.

Die Frage, inwieweit die Länder in der Lage sind, Unterhaltszuschüsse an Referendare zu zahlen, wurde in den vergangenen Monaten in verschiedenen Bundesländern diskutiert und zum Teil recht erfreulich gelöst. Besonders günstig erscheint uns die Regelung, die in Nordrhein-Westfalen getroffen wurde: Referendare über 30 Jahre erhalten pro Monat 300 DM, falls sie verheiratet sind, als Ledige dagegen 240 DM; verheiratete Referendare unter 30 Jahren werden mit 250 DM je Monat, ledige mit 210 DM unterstützt. Diese Zuschüsse können bei fachlicher Quali-

Aus der deutschen Studentenpresse

Die westdeutsche Studentenpresse steht offensichtlich noch im Zeichen des 2. Deutschen Studententages in Berlin. Immer wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die sich aus den Gesprächen mit Vertretern der Humboldt-Universität ergaben: die Diskrepanz zwischen den „rhetorisch hervorragend geschulten Abgesandten eines totalitären Systems“ und dem „ehrlichen Willen der guten Demokraten“ aus dem Westen, zwischen dem Fanatismus der FDJler und dem Glauben an die vielfach aus recht vagen Vorstellungen komponierte „Demokratie“ unserer Kommilitonen.

Die Marburger Blätter Nr. 6 vom 27. Mai berichten von einem Round-table-Gespräch zwischen westdeutschen und Ostberliner Studenten. Es zeigte sich, daß die Studenten der Linden-Universität keine Antwort wissen (die „Schulung im Agitatorenlehrgang“ scheint unzureichend gewesen zu sein!), wenn nach der Ursache für die Stumpfheit der sowjetzonalen Bevölkerung, nach dem Motiv für eine Vorschrift, die den Grenz-Volkspolizisten eine Unterhaltung mit Westdeutschen untersagt, nach einer Erklärung für die Vielzahl der politischen Flüchtlinge aus der Zone geforscht wird.

Aus einem Beitrag „Fließbandproduktion volkseigener Lyrikbetriebe“ sei ein Vers aus einem übersetzten Gedicht Majakowskijs zitiert: „Ich betrachte mich als eine Sowjetfabrik, erbaut, um Glück zu produzieren...“

Das Nachrichtenblatt der Bonner Studentenschaft Nr. 4/5 vom 17. Mai teilt die Gründung eines Internationalen Studentenwohnheims in Bonn mit, ein neuer Versuch, deutsche und ausländische Kommilitonen in einer „Hausgemeinschaft“ zusammenzuführen.

Interessant ist die Feststellung, daß im WS 51/52 insgesamt 443 Flüchtlingsstudenten (DPs) aus 15 Nationen an

westdeutschen Universitäten und Technischen Hochschulen studierten.

Die Aula, Tübingen, Nr. 4 vom 27. Mai wirft die Frage auf, ob das Werkstudium nicht neben einer Last auch eine Aufgabe darstellt. In enger Zusammenarbeit zwischen Professoren und Fabrikanten, Studenten und Arbeitern müßte das Verhältnis Universität — Betrieb geklärt werden. Ist die Universität nur die „geistige Visitenkarte“ und die Wirtschaft ihr Finanzier? Oder sollten beide füreinander nicht doch mehr sein?

„Diplomjurist“ vor der Kultusministerkonferenz

Auf Bitten der Fachgruppe Rechtswissenschaft im Verband Deutscher Studentenschaften wird auf der nächsten Konferenz der Kultusminister die Schaffung eines Diploms für Juristen erörtert werden. Ein großer Teil der Jurastudenten hat sich für die Einführung des akademischen Grades „Diplomjurist“ ausgesprochen.

Die Erlanger Theaterwoche

Seit 1949 findet alljährlich in Erlangen ein Treffen der am modernen Theater interessierten akademischen Jugend statt. Deutsche und ausländische Studentenbühnen werden sich zur „vierten internationalen Theaterwoche der Studentenbühnen“ vom 25. Juli bis 2. August in Erlangen zusammenfinden.

In diesem Jahr sollen die Gebiete der künstlerischen Arbeit besonders berücksichtigt werden, die noch stärker in den Kreis der studentischen Interpretation einbezogen werden können: das Puppenspiel, die Pantomime und der Film.

Die Solidarität der Akademiker

Die im WS 51/52 an unserer Universität durchgeführte Solidaritätssammlung für unsere Kommilitonen in der Sowjetzone erbrachte einen Betrag von 756,— DM. Allen denjenigen, die mit ihrer bescheidenen Spende dem Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen dadurch Mittel zur Verfügung stellten, die Unterstützung der freiheitlichen Kommilitonen in der Sowjetzone auch im Sommersemester fortzuführen, spricht das Amt in einem Briefe an den AStA seinen aufrichtigen Dank aus. Der AStA wird seinerseits in besonderen Dankschreiben an die Herren Professoren, die Kreise des Handels, der Industrie und des öffentlichen Lebens den Spendern seinen Dank zum Ausdruck bringen. Der gleichzeitig mit der Solidaritätssammlung erlassene Aufruf zu einer Bücherspende für Kommilitonen in der Sowjetzone hatte einen sehr guten Erfolg. Dem Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen konnten dadurch etwa 200 Bücher zur Verfügung gestellt werden, die entweder im sowjetzonalen Buchhandel nicht zu kaufen oder aber nur unter schwierigen Umständen in der Zone erhältlich sind.

westdeutschen Universitäten und Technischen Hochschulen studierten.

Die Aula, Tübingen, Nr. 4 vom 27. Mai wirft die Frage auf, ob das Werkstudium nicht neben einer Last auch eine Aufgabe darstellt. In enger Zusammenarbeit zwischen Professoren und Fabrikanten, Studenten und Arbeitern müßte das Verhältnis Universität — Betrieb geklärt werden. Ist die Universität nur die „geistige Visitenkarte“ und die Wirtschaft ihr Finanzier? Oder sollten beide füreinander nicht doch mehr sein?

In Nobis, Mainz, Nr. 1, S. 52, lesen wir, die Mainzer Universität müsse versuchen, sich eine „ausgeprägte Atmosphäre“ zu schaffen, wie sie andere deutsche Universitäten kennzeichne, wenn sie dem Abwandern der Studenten an die alten, mit reichhaltigen Bibliotheken ausgestatteten Hochschulen Einhalt gebieten wolle. Es müsse für sie ein „notwendiges Experiment“ sein, eigenartig im wahrsten Sinne des Wortes zu werden, beispielhaft dort, wo andere vom Ziel noch weit entfernt seien. Diese Sätze wollen klarmachen, daß ein echtes Studium generale durchgeführt und das „Politische“ (der Verfasser definiert: „jedes Handeln für die Gemeinschaft“) bei den Studenten von Mainz besonders gepflegt zu werden hätte.

In einem anderen Artikel macht sich der Verfasser Gedanken darüber, ob nicht die Vielzahl der Interessenverbände, die in der Gegenwart ihre Existenzberechtigung behaupteten, „Anzeichen einer inneren Zerfallerscheinung der Parteiendemokratie“ seien. Das Monopol politischer Willensbildung durch die Parteien ist erschüttert“, so schreibt er weiter und fordert von den Parteien, sie sollten das Vertrauen der Wähler, wenn sie es verloren hätten, wieder gewinnen. Die Gewerkschaften — „man nennt sie einen Staat im Staate“ — hätten im gegenwärtigen Zeitpunkt eine Monopolstellung, für die ein Äquivalent fehle;



RHEIN-MAIN BANK

früher

DRESDNER BANK

Hauptverwaltung: Frankfurt a. M., Callus-Anlage 7

Aussenhandelsbank



sie forderten „Wirtschaftsdemokratie, Wirtschaftsrat und den Wirtschaftsbürger als Analogon zu den politischen Souveränitätsrechten des Arbeiters“. Der Verfasser schließt: „das Wie und Wohin der Entwicklung bleibt abzuwarten. Sollte man es nicht besser zu steuern versuchen?“

Die Deutsche Universitätszeitung, Göttingen, Nr. 10 v. 23. 5. bringt eine statistische Darstellung über die Entwicklung und Verfassung des akademischen Lehrstandes in den letzten fünfzig Jahren, und ferner einen Beitrag von Prof. Dr. Franz Dirlmaier zu dem Thema „Unveränderte Menschheitsprobleme. Die Stellung der klassischen Philologie in der Gegenwart“. Darin heißt es, daß im Zeitalter der Zerteilung auch zwei menschliche Lebensformen unterschieden werden könnten. „Die einen sagen: Fortschritt! und meinen damit Atomphysik, Sozialismus, neueste Literatur, neueste Musik und Kunst... Die anderen sagen: Besinnung auf das Gewordene, das Geschichtliche! Und meinen damit Mozart, Michelangelo, Antike.“ „Demokrit hatte im vierten Jahrhundert v. Chr. das Problem der Atome gestellt — heute ist es gelöst. Platon hatte im vierten Jahrhundert das Problem gestellt, wie die Menschen und ihr Zusammenexistieren besser werden könnten. — und dieses Problem ist so ungelöst wie vor 2300

Jahren... Die Aufgabe der klassischen Philologie ist es, die Diskussion all jener Menschheitsprobleme in Bewegung zu halten, die wir bis jetzt nicht gelöst haben.“

Das Ideal und das Leben

Seine Magnifizenz sagte vor der Studentenvollversammlung am 16. Mai 1952:

„Es ist nunmehr ein Testat weggefallen. Ich habe meinen Kollegen empfohlen, die Erteilung des verbleibenden Testats über das ganze Semester zu verteilen. Damit wird vermieden, daß das Testieren zu einer routinemäßigen Massenabfertigung wird, und der Professor erhält Gelegenheit, doch einmal ein paar Worte mit seinen Studenten zu wechseln und sie wenigstens etwas kennenzulernen.“

Dagegen ein Anschlag, seit 12. Mai 1952 am Brett: „Eilige Bekanntmachungen des Rektors“:

„Mit Beginn des Sommersemesters kommen die Ansetate in Fortfall. Die Abtestate erfolgen eine Woche vor Schluß des Semesters. Nicht abtestierte Vorlesungen werden gestrichen. Universitäts-Sekretariat, gez. Lehmann.“

Berlin zeigte eine Aufgabe

Der Zweite Deutsche Studententag in Berlin hat gezeigt, wie sehr der heutige Student im Begriffe ist, in geistiger Sterilität zu verfallen. Wie heilsam, daß die Tagung in Berlin stattfand, der einzigen Stadt, die ein direktes und spontanes Gespräch mit Verteidigern des totalitären Staates erlaubt. Zu diesen „gesamtdeutschen“ Gesprächen hat Berlin genügend Möglichkeiten geboten. Die Ostuniversität Unter den Linden gab sich alle Mühe, die westlichen Studenten in ihren Bann zu ziehen: sie verteilte Freikarten für die Theater des Ostsektors, sie organisierte Stadtrundfahrten, arrangierte einen Gesellschaftsabend in ihrer Dozentenmensa — mit dunklem Anzug, klassischer Musik und Wein, ganz ohne Spruchbänder — und sie schickte Scharen von Oststudenten zu den Referaten und Diskussionen des Studententages.

Fast jeder Tagungsteilnehmer ist mit Studierenden der Lindenuniversität ins Gespräch gekommen. Aber wenn die Diskussionsgruppen zunächst eine gemeinsame Basis zum Gespräch suchten, so stolperten sie schon bei den aktuellen Themen der Weltpolitik. Anschauungen, die augenscheinlich keinerlei Kompromisse vertragen, ließen nichts Besseres zu als ein Aufwiegen von Tatsachen gegen Tatsachen.

Solange es um Themen wie Oder-Neiße-Grenze oder um die Beschränkung der Wahlfreiheit in der Sowjetzone ging, wußten die westdeutschen Studenten zu argumentieren. Bei allen Fragen aber, die sich mit der Struktur der Gesellschaft beschäftigten, fehlte es fast völlig an der Kenntnis des Gegners. Kaum einer von unseren Studenten hatte sich jemals ernsthaft mit den kommunistischen Ideen befaßt, kaum einer kannte Schriften von Marx oder Engels; die Vorstellung vom Marxismus hatte man sich nach den abgeschmackten Plakaten und Transparenten gemacht.

Die Tagungsteilnehmer hätten allen Grund, die Erfahrungen dieser Diskussionen nicht leicht zu nehmen; sie kamen mit fertigen Urteilen nach Berlin, ohne zum Urteilen fähig zu sein. Sie standen vor einer geistigen Welt, die unseren Vorstellungen von Ordnung und Sicherheit entgegensteht, aber sie hatten sich nie mit ihr beschäftigt. In allen Fragen, welche Idee es eigentlich ist, die den Kommunismus zu einer Weltmacht hat werden lassen, wie es kommt, daß nicht nur Arbeitslose, nein, daß bedeutende Intellektuelle dieser Idee anhängen, ob wirklich Macht und Unterdrückung die einzigen Kräfte dieser Bewegung sind, in allen diesen Fragen eine bedrückende Naivität und ein blinder Glaube an die Propaganda der eigenen Seite, nicht besser als der blinde Glaube der anderen Seite. Wer auf einem so wesentlichen Gebiet seine Tätigkeit zum kritischen Selbstdenken nicht entwickelt hat, darf sich nicht wundern, wenn er Fragen unbeantwortet lassen muß, deren Beantwortung er zumindest sich selbst schuldig wäre.

Die Berliner Gespräche haben aber auch gezeigt, daß die Studenten der Bundesrepublik offenbar gar nicht die

Absicht haben, an diese Fragen mit der nötigen Intensität heranzugehen. Man sah das Schlechte — und nur das Schlechte — jenseits des Eisernen Vorhanges und man fand dem gegenüber unsere eigene Situation so viel besser, daß ein Nachdenken darüber, ob bei uns wirklich alles so eingerichtet ist, wie es nötig wäre, um Gefahren, wie sie sich im Osten zeigen, zu verhindern, beinahe überflüssig schien. Wozu politische Denkfähigkeit? Wir müssen nachdenken, wie man möglichst schnell zu einem Beruf kommt.

Die Universität von San Francisco verlangt neuerdings von allen graduierten Studenten, die die Universität verlassen, Kenntnisse über marxistische Lehren. Sie begründet diese Bestimmungen damit, daß man den Kommunismus nicht bekämpfen könne, ohne ihn zu kennen. Sie hat eingesehen, daß es für jeden wichtig ist, sich mit den wirkenden sozialen Kräften zu beschäftigen; dieser Auseinandersetzung darf sich niemand entziehen.

Als aber diese Neuerung der US-Universität in einem Referat des Berliner Studententages bekannt gegeben wurde, scharrte der größte Teil der Anwesenden und zeigte damit, wie wenig er von Kenntnissen in diesen Fragen hält. Bei Diskussionen mit den Abgesandten der Ostberliner Lindenuniversität war gerade diese Mehrheit den theoretischen Erörterungen nicht gewachsen.

Aber sollte das Beispiel der amerikanischen Universität nicht doch aufgegriffen werden? Hier könnte der Weg ansetzen, den wir gehen müssen, um, fort von den Niederungen des Ressentiments, wieder zu den Quellen, und vor allem zu den Tatsachen zu gelangen.

Wie notwendig das ist, dafür lieferte Berlin manch wertvolles Beispiel. Mit großem Pomp wird in Ostberlin gegenwärtig das „Nationale Aufbauprogramm“ verwirklicht — es werden gewaltige Hochhäuser gebaut, die luxuriöse Arbeiterwohnungen enthalten, ein Großteil der Wohnungen wird im Rahmen einer Baulotterie verlost. Jeder Arbeiter hat die Möglichkeit, Verbesserungsvorschläge oder seine Kritik an der entstehenden Großsiedlung in überall ausliegende Bücher zu schreiben — und diese Wünsche werden tatsächlich berücksichtigt. Die Bevölkerung leistet Sonderschichten, die — bei diesem Programm — wirklich freiwillig sind. Sie geht mit freudigen Gesichtern an die Arbeit, und aus fast allen Gesprächen hört man die Zuversicht heraus, daß nun doch etwas für sie getan wird.

Der Westen begnügt sich mit der Antwort, dies sei doch nur Schwindel, in die Wohnungen kämen bewährte Aktivisten. Diese Antwort ist billig; wie ist es denn bei uns? Können denn wir ohne weitreichende Beziehungen oder einen hohen Baukostenzuschuß in den Besitz einer Wohnung gelangen? Schon traut der Westen — trauen wir den Tatsachen nicht mehr genug, und leben von Propaganda. Das sollte zu denken geben. Freilich setzt das eine klare und kritische Analyse des Staates, in dem wir leben, voraus.

Gerade den Studenten entsteht hier eine wichtige Aufgabe. Sie müssen — und das war das Resümee, das viele Tagungsteilnehmer zogen —, wieder den Weg zur Kritik finden. Diese Kritik muß beim Studenten selbst beginnen, sie muß gerade dort ansetzen, wo er selbst schon bereit ist, die Umwelt für gut und richtig zu halten, weil er sich schon entschieden zu haben glaubt, wo er nur Relatives für Absolutes nimmt. Die Kritik muß dort ansetzen, wo das schematische Denken beginnt: wo alles, was bei uns im Westen geschieht, als gut angesehen wird und man nicht bereit hinzuzulernen, selbst wenn es von politischen Andersdenkenden wäre.

Die Gefahr dieses schematischen und unkritischen Denkens rückt uns ständig zu Leibe. Sie wurde besonders deutlich bei einem Berliner Rundgespräch in engeren Kreisen, bei dem Professor Dovifat, einer der bekanntesten Professoren für Publizistik, über die Gegensätze von demokratischer und totalitärer Presse sprach. Von den Grenzen der Freiheit in unserer westlichen Presse war nicht die Rede. Immerhin, der Herausgeber einer Studentenzeitung konnte dem Gelehrten von Firmen berichten, die nur dann Annoncenaufträge geben, wenn die Linie der Studentenzeitung ihren Vorstellungen entspricht, also könne man in vielem nicht die eigene Meinung publizieren. Darauf fragte der Professor der Zeitungswissenschaft Dovifat, ob man denn nicht auf die Anzeigen verzichten könne; ob der Erlös aus dem Verkauf der Zeitungen nicht genüge.

Wenn ein Wissenschaftler, der über die Presse informiert sein muß, in dieser Weise die tatsächliche Situation zu vernebeln versucht; wenn er Umständen, auf die hinzuweisen seine Aufgabe wäre, noch ein Mäntelchen umhängen will, dann hat der Student alle Veranlassung, hier einzuhaken, und zwar sehr energisch. Hier muß er dem Verschweigen von Tatsachen, der Bequemlichkeit zur Kritik, der herrschenden Selbstgefälligkeit entgegenreten, denn wo anders als in diesen Symptomen wären die Gründe dafür zu suchen, daß es so spärlich bekannt ist, wie wenige der Freiheiten eigentlich bestehen, von deren Existenz der Durchschnittsbürger beinahe überzeugt ist.

Das oben angeführte Beispiel wies auf das Gebiet der Meinungsfreiheit, das jedoch keineswegs isoliert dasteht. Es sollte zeigen, wo die Ansätze zu einer Kritik der eigenen Situation zu finden sind, jener Kritik, die die Aufgabe jedes einzelnen ist, und vor die er sich — neben seiner beruflichen Arbeit — täglich neu gestellt sehen muß. Es ist nicht alles gut bei uns, nur weil es besser ist als anderswo.

Unter den mannigfachen Gruppen und Vereinigungen an den deutschen Universitäten gibt es kaum eine, die sich dieser Aufgaben gebührend bewußt geworden wäre. Es bleibt bei allgemeinen Erklärungen des guten Willens, bei Bekenntnissen zur Demokratie und bei Absagen an die Diktatur. Auch der Berliner Studententag zeigte, daß die Gefahr, vor der wir stehen, keineswegs klar erkannt ist. Es ließe sich aber denken, daß Gruppen entstünden, die ernsthaft nach neuen und gangbaren Wegen suchten. Die Analyse des Bestehenden müßte der Anfang sein, das Interessieren der Menschen an dem Funktionieren ihres Staates ein weiterer Schritt. Man müßte beispielsweise untersuchen, wie sehr die politische Demokratie von einer wirtschaftlichen abhängt und was den kommunistischen Bestrebungen in Westeuropa noch Boden gibt. Es ließe sich einiges lernen aus solchen Betrachtungen. Und sie müßten sehr bald angestellt werden; „es gibt nichts Gutes, außer, man tut es.“

Die hier angeschnittenen Fragen sind nicht primär studentische Belange. Sie gehen jeden Staatsbürger an, dem es darum zu tun ist, die demokratische Staatsform entwicklungsfähig zu halten. Die Studentenschaft könnte sich manches zugute halten, wenn sie auf diesem Wege aktiv würde.

Hans A. Nikel

Wissenschaftliche Buchhandlung

Josef Hilfrich
die Buchhandlung des Studenten

Adalbertstraße, Ecke Gräfstraße
(An der BockenheimerWarte) Tel. 76865

foto
WAGNER berät Sie gern in
allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE - RUF 71657



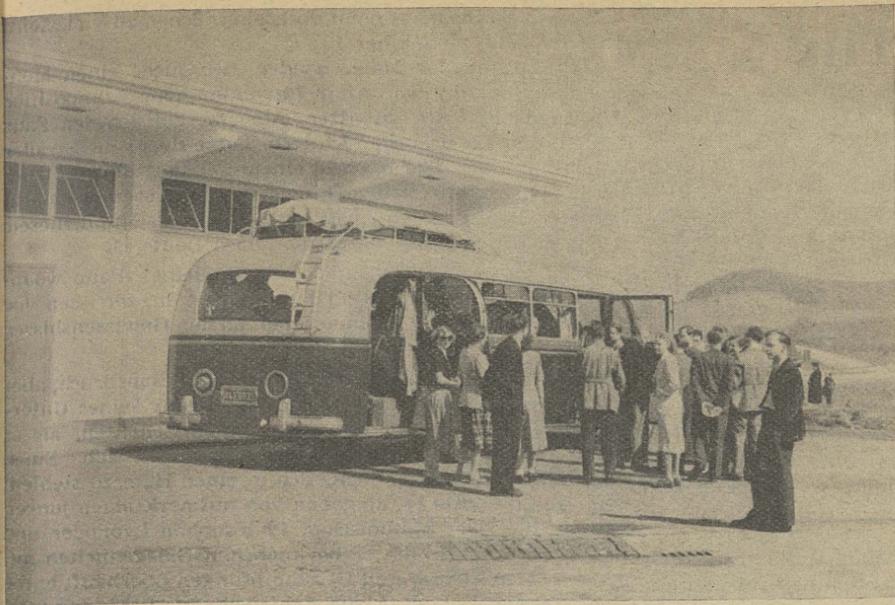
Zentral-Molkerei Frankfurt/Main



Jeder Einkauf
kühl geborgen

SIEMENS-KÜHLSCHRÄNKE

sind durch alle Fachgeschäfte
zu beziehen



In Köln traf man sich zum ersten Mal zu einem Deutschen Studententag. Es war im August 1950. Von allen Hochschulen und Universitäten der Bundesrepublik und West-Berlins kamen Studentinnen und Studenten zusammen. Spiegel des Lebens und der Probleme des Studenten und der Universität soll der Studententag sein, Demonstration und Besinnung. - Zum zweiten Studententag (vom 30. April bis 3. Mai) kamen nahezu 1000 Studentinnen und Studenten aus Westdeutschland nach Berlin. In Omnibussen - bis zu 24 Stunden unterwegs - rollten sie an, nachdem sie in Helmstedt die Zonengrenze passiert hatten.



Herd der Unruhe und der Kritik müßten die Studenten sein, meinte K. Th. Bleek, Staatssekretär im Bundesinnenministerium (links). Neben ihm Horst Roegner-Francke, VDS-Boss von 1950 bis Mai 1952.

Streiflichter vom zweiten deutschen Studententag

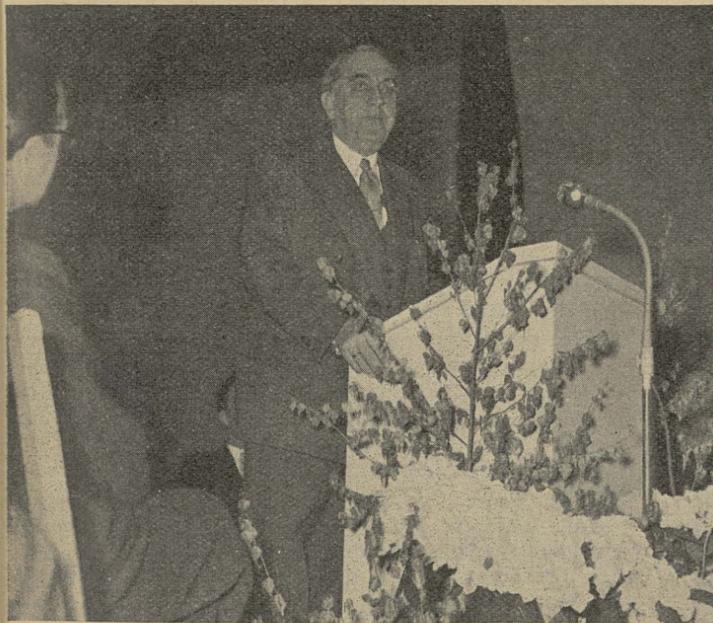
Bildbericht von SWB



Agitatoren - so nennen sie sich selber - von der ostberliner Humboldt-Universität waren überall dabei.



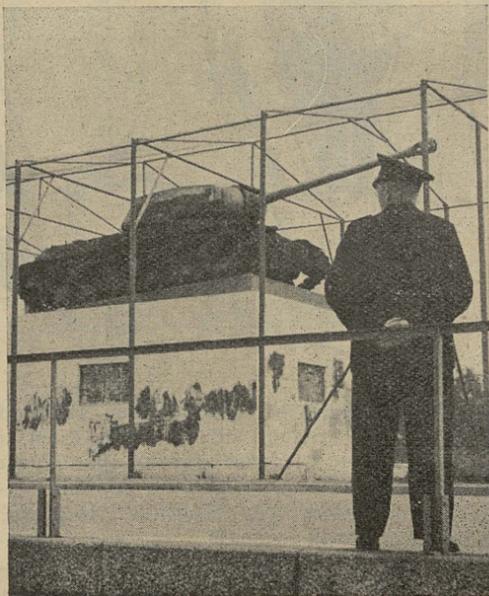
Einfach bezaubernd waren die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts. Charmant und gesprächig zeigten sie sich aber nur privat, bei den Diskussionen übten sie strenge Zurückhaltung.



Im Titania-Palast wurde der Studententag feierlich eröffnet. Prof. Dr. Ernst Reuter, Regierender Bürgermeister von Berlin, begrüßte die Studentenschaft



Der Rundfunk durfte natürlich nicht fehlen. Während RIAS-Berlin alle Veranstaltungen auf Band aufnahm, schickte der NWDR einen Reporter mit dem Mikrophon zur Aufnahme eines „Stimmungsberichtes“.



Auf der Stadtrundfahrt kam man nach Wannsee und „bestaunte“ dort - inmitten des Westsektors - den sowjetisch. Panzer in seinem Käfig mit „Ehrenposten“



12 Länder hatten Studentenvertreter gesandt. Unter ihnen war der Indonesier Jac Leo Tapiheru, der in Bonn Zahnmedizin studiert.



Im großen Hörsaal der T. U. in Charlottenburg fanden die Vorträge statt. Hier Hajo Böhm, AStA-Chef der FU bei der Diskussion.



Bundespräsident Theodor Heuss sprach, jubelnd begrüßt, am letzten Tag zu den Teilnehmern des Studententages. Selbst die vom Ostsektor herübergeschickten FDJ-Agitatoren versagten ihm nicht ihren Beifall.

„Eine Laterne? — Was willst du morgens um 11 Uhr mit einer Laterne?“

„Ich sag dir, leih mir deine Laterne.“

„Nimm sie, nimm sie.“

Von einer plötzlichen unerklärlichen Freude für seinen Gastgeber erfaßt, nahm Diogenes die Laterne und verschwand ohne Abschied. Die Straße war fast menschenleer, er ging schnell und bewachte dabei die Flamme seiner Laterne, die er gegen seinen Schenkel gepreßt hielt. Bald gelangte er auf einen lärmend bewegten Platz. Hier wimmelte die Menge um die Säulenhallen und die Buden der Marktkrämer, mit lautem Geschrei priesen Händler ihre Waren an, Redner appellierten an die Intelligenz des Volkes, die Bürger riefen dazwischen — ein Tumult und eine Bewegung, die Diogenes mit Vergnügen betrachtete. Er vergewisserte sich, daß seine Laterne immer noch brannte und tauchte in der Menge unter, die Laterne in Höhe seines Gesichtes haltend. Aber die Menschen waren zu dicht gedrängt, keiner achtete auf seine Laterne. Als er den Platz verließ, ging er an einer Gruppe Milizpolizei vorbei, die von einem Offizier begleitet war. Diese Milizsoldaten der athenischen Polizei waren in Klein-Scythien ausgehoben worden und sprachen ein Rottwelsch, zusammengesetzt aus Griechisch und einem Donaudialekt. Als sie Diogenes mit seiner Laterne gewahr wurden, machten sie einen Witz in ihrem Jargon und lachten lärmend, der Offizier zuckte mit den Schultern. Diogenes fühlte, wie ihm die Zornesröte ins Gesicht stieg, und da er gerade an einer Kreuzung der Gasse angelangt war, schrie er, bevor er um die Ecke verschwand: „Soldaten sind gekauft, nieder mit der Armee!“

In dem Labyrinth der Straßen setzte er seinen Marsch fort, ohne ein bestimmtes Ziel. Da sah er einen Archonten aus einem Haus treten — den Archonten war Diogenes bekannt. Der Cyniker verlangsamte seine Schritte, er hob seine Laterne in die Höhe, und als ob er in Träumereien versunken wäre, stieß er den Beamten leicht an.

„He, Diogenes“, sagte der Archont, „siehst du die Leute nicht? Sag mir, was willst du denn mit dieser Laterne?“

Diogenes schien aufzuwachen und sagte langsam: „Ich suche einen Menschen.“

„Aha, und wen?“

„Einen Menschen“, wiederholte Diogenes.

„Vielleicht hast du vergessen, in welcher Straße er wohnt. Wenn ich dir eine Auskunft geben kann...“

Diogenes wurde schon ungeduldig. „Aber ich sage dir doch, ich suche einen Menschen.“

„Ja, das verstehe ich wohl, nur kann ich mir ziemlich schwer erklären, warum du die brennende Laterne trägst.“

Jetzt konnte sich Diogenes nicht mehr zurückhalten und beschimpfte den Archonten. Noch im Weitergehen beklagte er bei sich, daß ein Beamter von Athen einen so wenig philosophischen Geist haben könne. Aber vielleicht, dachte er, wird er es anderen weitersagen, die es verstehen werden. Er war noch keine hundert Schritte weitergekommen, als er an einer Dirne vorbeikam, die auf der Schwelle eines verkommenen, baufälligen Hauses stand. Aber es war keine dieser geehrten Courtisanen, die nur zum Goldpreise zu haben waren und die Mode von Kleidern und Philosophie diktierten, sondern eine junge untergesetzte Frau mit massigem Busen und breiten Hüften, eine frühreife Matrone, dem Durchschnitt der Athenerinnen ähnlich, deren Schwerfälligkeit die Treue der Gatten entmutigte.

„Na, Dicker, wo gehst du denn hin mit deiner Laterne?“

Unwillkürlich antwortete Diogenes: „Ich suche einen Menschen.“

„Ach, ich suche auch so ein Mensch. Komisch, nicht wahr?“

Mitleidig abschätzend prüfte sie den Vorbeigehenden, seine zerrissenen Kleider und seinen besudelten Bart. Dann schlug sie vor, ohne rechte Überzeugung: „Du kommst mit? — Nein? Ja natürlich, du suchst wohl auch einen Mann... Ich möchte wohl gern einen finden. Das ist nicht so leicht. Man glaubt das gar nicht. Man sagt sich, es gibt so viele, aber wenn man einen nötig hat, muß man ihn suchen. Und außerdem ist das eine Glücksfrage. Es ist vielleicht gar nicht so dumm, mit einer Laterne auf Männerfang zu gehen. Ich erinnere mich, als ich in Megara war, bei der großen Pepsina — sie hing auch eine Laterne vor ihr Haus.“

Während sie redete, hatte sie in Gedanken die Hand des Diogenes in der ihren behalten. Er machte sich brüsk los und nahm seinen Gang wieder auf. Er hatte Eile, aus diesen engen Straßen heraus zu kommen, die so düster waren, daß die Flamme aufdringlich hell im Halbdunkel schien. Die Laterne fing an, ihm lästig zu werden; manchmal hatte er Lust sie wegzuworfen oder sie auszulöschen, und immer wieder seufzte er: „Nun habe ich einmal auf die Intelligenz der Menschen gerechnet — und mit welchem Erfolg?“

Bevor er ein belebteres Viertel erreichte, mußte er eine Straße passieren, die von schmutzigen Häusern so eng begrenzt war, daß zwei Menschen schwerlich nebeneinander hergehen konnten. Der Boden war schmierig und von Unrat beschmutzt. Diogenes mußte sehr vorsichtig gehen und seine Laterne dicht am Boden halten. Und er dachte mit melancholischer Traurigkeit: „Bei allen Göttern, was für ein Gestank! Ich suche einen Menschen, und ich glaube wirklich, ich bin auf seiner Spur.“

Endlich hörte diese stinkende Gasse auf. Sie mündete auf einen breit angelegten, mit Platanen bepflanzten Weg, an dem Säulengänge, bescheidene, aber saubere Wohnungen und kleine Parks miteinander abwechselten. Friedliche Geschäftigkeit herrschte hier, und Hoffnung erfüllte

Die Laterne

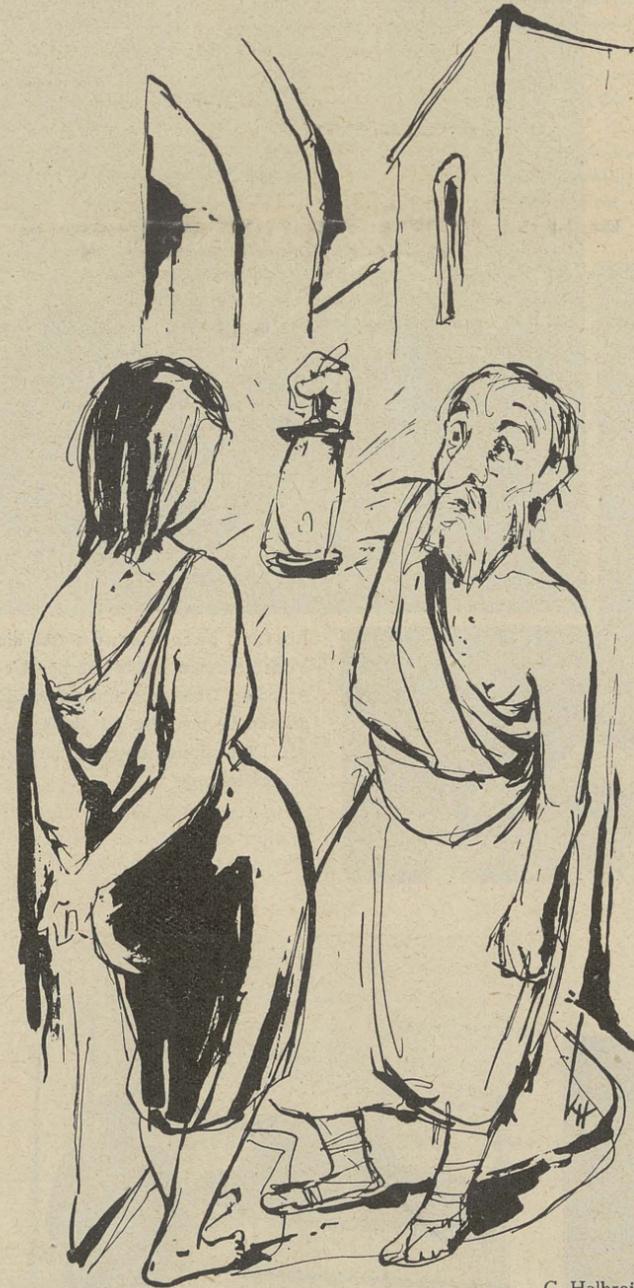
Von Marcel Aymé

Marcel Aymé (geb. 1902) ist vor allem bekannt als Erneuerer des Märchens. Er steht hier in der Tradition Perrault's, Grimms und Andersens. Seine Neigung, die Grenzen von Realem und Irrealem zu verwischen, kommt dieser Gattung entgegen: „Les contes du chat perché“ (1934). Mit „La jument verte“ (1933) wurde er als Romanancier bekannt. Vor kurzem erregte sein Stück „La tete des autres“ (eine Satire auf die Verhältnisse in der Rechtssprechung) in Paris viel Aufsehen. Seine fanatischen gesellschaftskritischen Geschichten haben in Deutschland mit dem Band „Le passe-muraille“ (Der Mann, der durch die Mauer ging) Leser gefunden. „Die Laterne“ ist dem Band „Le puits aux images“ entnommen.

das Herz des Diogenes. Zwei junge Männer kamen ihm entgegen. Sie waren von auffallender Schönheit, und ihre Kleidung verriet ausgesuchte Eleganz. Ihre gutsitzenden Tuniken betonten die Taille mit einem Korsett aus Lindenholzplättchen; Gold- und Elfenbeinarmbänder umschlossen ihre nackten Arme. Beim Gehen lehnten sie sich aneinander, und während ihrer müde lässigen Unterhaltung brachten die Bewegungen ihrer mit Veilchengewinden geschmückten Köpfe die goldgefärbten Haare in Unordnung. Diogenes ging direkt auf sie zu, die Laterne herausfordernd hochgehoben. Doch sie traten mit Widerwillen zur Seite, um ihn vorbei zu lassen.

„Oh, Lieber, was ist er dreckig und häßlich, ich glaube dieser unsaubere Kerl hat mich gestreift. Ich zittere noch richtig.“

Diogenes hatte nicht die Kraft, sie zu beschimpfen; Angst und Scham erfüllten seine Brust, und als er weiterging, tat er es mit gebeugtem Rücken und herunterhängenden Armen, ohne selbst zu bemerken, daß die Laterne seinen Schenkel erwärmte. Als er Zolygnostes aus einem Wäldchen, fünfzig Meter weiter vorn, herauskommen sah, wollte er fast umkehren, aus Furcht vor einer erneuten Erniedrigung. Zolygnostes, der Rhodesier, war der Modemaler. Vor kaum einer Woche war er von seiner Insel herüber gekommen, und schon wußte er nicht mehr, wie er all den



G. Halbreiter

Aufträgen des Staates nachkommen sollte; die bekanntesten Bürger stritten sich um die Gunst, ihm Modell sitzen zu dürfen. Diogenes zögerte, aber Zolygnostes hatte ihn gesehen und machte lebhaftes Zeichen.

„Ach, liebenswürdiger Diogenes“, rief er, „wie freue ich mich, dir zu begegnen!“

Der Empfang war freundlich. Diogenes hob mit abgerundeter Bewegung seine Laterne hoch und sagte überströmend: „Der Berühmteste der Maler...“

„Welche Gunst der Götter hat mir eine Begegnung mit dir vergönnt? Stell dir vor, ich suche einen Menschen...“

Das schien Diogenes denn doch ein bißchen zu viel. Seine Laterne sank wieder herab.

„Ja“, begann der Maler wieder, „ich suche einen Menschen, der würdig wäre, mir für meine neue Komposition, ‚Die Jagd des Faun‘ zu sitzen. Aber wo soll ich den Faun finden, den ich brauche? Ich irrte lange durch die Straßen Athens auf der Suche nach einem Modell, und plötzlich erscheinst du mir, lieber Diogenes, mit diesem vernachlässigten Bart, mit dem spöttisch verzogenen Mund, diesem Auge, das immer auf der Lauer nach Beute ist...“

„Scher dich doch fort, und such dir deinen Faun woanders“, schrie Diogenes, „und dann mögest du, zerrissen von allen Furien, elend zugrunde gehen an den Gewissensbissen für deine verabscheuungswürdige Malerei.“

Ein wenig erleichtert durch diesen Zornesausbruch, aber nicht weniger beunruhigt über den Ausgang seines Unternehmens, entfernte er sich mit großen Schritten, als einen zahlreichen Zug auf sich zukommen sah. Ein Augenblick war er versucht, sich in einen Hain zu stellen, denn gerade hatte er, umgeben von aufmerksamen jungen Leuten, die zwei platonischen Philosophen Lyonodor und Caraphan erkannt, die er bei manchen Gelegenheiten mit den größten Witzen und Beschimpfungen überhäuft hatte. Aber Diogenes konnte die Erniedrigung nicht ertragen. Die Laterne vor dieser Philosophie der Dummköpfe zu senken. Insgeheim, im Herzen Beschimpfungen auf sich sammelnd, ging er der Akademie entgegen, die Flamme hochhaltend, und dachte ängstlich: „Wenn das auch noch Skeptiker sind...“

Die Gruppe der Schüler hatte ihren Schritt verlangsamt und betrachtete ihn mit neugierigem Erstaunen. Diogenes schob sich bis zu den zwei Philosophen vor, hielt ihnen die Laterne vor die Nase und sagte langsam mit herausfordernder Stimme: „Ich suche einen Menschen.“

Zu seinem Glück herrschte zwischen den beiden Philosophen eine wütende Eifersucht. Caraphon hatte kaum mit verächtlicher Miene seine Mißbilligung ausgedrückt, als Lyonodor zu lächeln begann und, mit einem im Kreis umherschweifenden Blicke die Aufmerksamkeit der Schüler auf sich ziehend, legte er wohlwollend seine Hand auf die Schulter des Cynikers und sagte: „Wunderbarer Diogenes, durch welche unvorhergesehene Wendung hat sich deine Philosophie, die den Erscheinungen des niederen Lebens verhaftet ist, mit der Lehre des unaussprechlichen Meisters vereint! Und wo trifft sie mit ihr zusammen? Oh, die ihr mir zuhört, seht ihr nicht, daß sie sich ihr auf ihrem höchsten Gipfel vermählt?“

Auf die Rede des Lyonodor hin vergrößerten viele Vorübergehende den Kreis der Zuhörer, die Leute kamen aus ihren Häusern. Glücklicherweise inmitten dieser Menge dachte Diogenes, nun sei die Sache gerettet, und er mußte an sich halten, den Redner nicht zu umarmen. Währenddessen deklamierte Lyonodor, von neidischen Blicken des Caraphon begleitet: „Ich sage, der Cyniker Diogenes hat seine Philosophie erhoben bis hinauf zum höchsten Ausdruck des platonischen Gedankens. Denn er sucht einen Menschen mit einer Laterne, folgt meinen Gedanken gut, mit einer Laterne. Und welchen Sinn muß man dieser Laterne geben?“

Lyonodor schwieg, mit einem Lächeln forderte er Diogenes zu einer Erklärung auf. Der Cyniker war sehr verwirrt, aber er mußte reden, alle erwarteten seine Antwort.

„Ich suche einen Menschen mit einer Laterne“, sagte er, „oder was willst du, das ich dir sagen soll?“

Die Menge war mit dieser Antwort nicht zufrieden, ein Gemurmel von Stimmen wurde laut. Lyonodor bedeutete durch eine Geste, man solle sich beruhigen und nahm die Rede wieder auf: „Hört, diese Laterne, mit der er einen Menschen sucht, hat den Wert eines Symbols.“

„Sehr richtig“, stimmte Diogenes zu.

„Sie ist nichts anderes, diese Laterne, als der höhere Geist, der Ausdruck jeden befreiten Gedankens, die höchste Stufe des Thrones, von wo der Geist des Guten strahlt: Das göttliche Licht, ohne welches es eitel ist, die Erkenntnis der menschlichen Vollkommenheit zu beanspruchen und...“

„Ganz und gar nicht“, unterbrach ihn Diogenes mit wütender Stimme, „meine Laterne ist nichts von dem allen. Das ist so die Art, den Leuten etwas zu erzählen!“

„Ah“, sagte Lyonodor mit leicht beleidigter Miene, „was ist sie denn dann, bitte schön?“

„Wieso, was? Eine Laterne — es kommt da nicht auf den Geist an — eine Laterne ist eine Laterne.“

Diese Richtigstellung hatte einen ungeheuren Jubel bei der Menge zur Folge, und sie begann Lyonodor laut zu verhöhnen. Was erzählte denn dieser komische Platoniker mit seinem göttlichen Licht? War das noch gesunder Menschenverstand, wenn man vorgab, die Laternen wären besessen von einem höheren Geist? Alle wußten, woran man sich hier zu halten hatte. Man bewunderte Diogenes, weil er so klar, mit einem tiefen Sinn für die Realitäten, ausgesprochen hatte, daß eine Laterne nichts gemein habe mit dem göttlichen Licht. Zahlreiche Bravorufe wurden laut, und als Lyonodor den Mund aufmachte um zu argumentieren, wurde seine Stimme übertönt von der Menge, die sang:

Eine Laterne ist eine Laterne!

Eine Laterne ist eine Laterne!

Mit einer Bescheidenheit, die allgemeines Entzücken erregte, wich Diogenes der Begeisterung aus. Im Weggehen schwenkte er seine Laterne und rief über die Schulter zurück: „Ich suche noch immer einen Menschen!“

Die Menge wirbelte durcheinander. Und Diogenes ???

Die Menge wirbelte durcheinander. Und Diogenes gab sich mit Entzücken der Liebkosung seiner nun zahlreich gewordenen Stimme hin: „Er sucht einen Menschen, aber dieser Diogenes, er sucht einen Menschen!“

Aus dem Französischen von Elsbeth Schütz

Deutsche Studenten fahren nach Helsinki

Gerd Finkenauer, Disziplinchef Leichtathletik im Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband, mit den Deutschen Hochschulmeistern Fritz Gleim (links), Günther Theilmann (zweiter von rechts) und Kuno Wittekindt (rechts). (Photo: Mehrens)



Adtzig Prozent der amerikanischen Leichtathleten und Schwimmer, die bei fast allen Olympischen Spielen ihre Überlegenheit anscheinend mühelos demonstrierten, waren Studenten. Es ist zu erwarten, daß die amerikanische Olympiamannschaft für Helsinki wiederum zum größten Teil aus Studenten besteht. Im Folgenden bringen wir eine Betrachtung über die Aussichten der deutschen Studentensportler bei den diesjährigen Olympischen Spielen.

Im Gegensatz zu Amerika, wo die Universitäten besondere Pflegestätten des Leistungssportes sind, kamen in Deutschland immer nur wenige Olympiakandidaten von den Hochschulen. Diese wenigen haben allerdings oft mit hervorragenden Leistungen aufgewartet, wie das Beispiel des Leipziger Weitspringers Lutz Long beweist, der, 1943 ein Opfer des Krieges geworden, noch heute den Europarekord mit 7,90 m hält. Auch Dr. Gerhard Stöck, der 1936 die goldene Medaille im Speerwerfen gewann, und Hanns Heinrich Sievert, ehemaliger Weltrekordmann im Zehnkampf, wären hier zu nennen, wie man auch Dr. Otto Pelzer nicht vergessen sollte, dem es in den zwanziger Jahren gelang, das finnische Laufwunder Paavo Nurmi in einem 1500-Meterlauf auf den zweiten Platz zu verweisen.

Unter den vor einiger Zeit nominierten deutschen Olympiakandidaten in der Leichtathletik, dem Kernstück aller Olympischen Spiele, sind auch diesmal wieder einige Studenten zu finden. Von ihnen dürfte Mittelstreckler Günther Steines (Uni. Mainz) der Mann mit den größten Erfolgchancen sein. Auf der 800-m-Strecke hat der Mainzer Student, der 1950 den Titel eines Deutschen Meisters errang, wiederholt Athleten von internationaler Klasse distanziert. Auch der Göttinger Jurastudent Viebahn hat auf der halben Meile schon hervorragende Zeiten erzielt, während der Kölner Sallen seine Klasse als 400-Meter-Hürdenläufer bereits mehrfach unter Beweis stellen konnte. Örtel (Karlsruhe) erreichte im Stabhochsprung schon 4 m, und Kunz (TU Berlin), Koschel (Uni. Marburg) und Hausmann (Uni. München) zählen zu den besten deutschen Wurfathleten.

Außer den eben genannten gilt es nunmehr vier weitere Kommilitonen zu erwähnen, die sämtlich Studenten der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main sind, eine Tatsache, die immerhin bemerkenswert ist.

Wer sich in der Geschichte der deutschen Leichtathletik ein wenig auskennt, weiß, daß im Jahre 1940 ein 20jähriger „Eintrachtler“ aus Frankfurt am Main deutscher Dreisprungmeister wurde. 14,86 m schaffte der heutige cand. med. Fritz Gleim damals. Aber dann unterbrach der Krieg die verheißungsvoll begonnene Laufbahn dieses jungen Sportlers: Ostfront — Verwundung — Gefangenschaft! — Erst 1949 kehrte Gleim zurück. Daß es eine seiner „genialsten“ Ideen war, die Rennschuhe wieder hervorzukramen, um zu probieren, „ob es noch ginge“, muß man ihm schon glauben, hat ihm der Sport doch einen Teil jenes Optimismus wiedergegeben, den er in sowjetischen Lagern verloren hatte. Erstaunlich der Leistungsanstieg Gleims innerhalb zweier Jahre! Schon 1951 errang er zwei deutsche Hochschulmeistertitel, einen zweiten Platz bei den Deutschen Meisterschaften und einen Länderkampfsieg gegen Italien. Mit 7,11 m im Weitsprung erreichte er zwar noch keine international bedeutende Leistung, aber warten wir ab, was die Saison, die eben erst begonnen hat, noch bringt.

„Helsinki“? Gleim lächelt: „Schön wär's — aber meine größte Chance wäre 1944 gewesen.“

Bei den zweiten Olympiaprüfungskämpfen der Leichtathleten am 22. Mai d. J. in Frankfurt am Main verbesserte der Philologiestudent Bernd Naumann seine kurz vorher erzielte deutsche Jahresbestleistung im Hochsprung um einen Zentimeter auf 1,91 m. Der Meister von 1946, der in den folgenden Jahren wegen Verletzungen häufig pausieren mußte, scheint in diesem Jahre wieder vor einem Titelgewinn zu stehen. Wenn ihm das mit achtbarer Leistung gelingt, dürfte er sich auch die Fahrkarte nach Helsinki „ersprungen“ haben. Aber der schlanke, 1,90 m große Naumann ist — obwohl zur Zeit bester deutscher Hochspringer — skeptisch. Nicht zu unrecht natürlich, denn er weiß, daß die Amerikaner mehrere Zweimeter-Springer haben. „Wenn ich bis zum August gut für 1,95 m bin, dann erst wäre es sinnvoll, mit nach Helsinki zu fahren“, meint der sympathische Sportsmann bescheiden. Und man darf annehmen, daß ihm das gelingt.

Ein Läufer, der 100 m unter 11 Sekunden laufen will, muß schon außergewöhnliche Sprinterqualitäten besitzen. Eines Tages schickte der Trainer einer Marburger Fußballmannschaft seinen Mittelstürmer zu einem leichtathletischen Wettkampf. Der junge Fußballer gewann die 100 m in 10,9 Sekunden! Das war 1947. Zwei Jahre später durchrannte der gleiche Mann die Strecke in deutscher und europäischer Jahresbestzeit von 10,4 Sekunden. Aber bei den „Deutschen“ 1949 in Bremen reichte es doch „nur“ zum zweiten Platz. Dafür lief der inzwischen in Frankfurt immatrikulierte Jurastudent als Schlußmann der „Eintracht-Meisterstaffel“ zweimal als Sieger durchs Ziel: 1950 und

1951. Bei einer Tournee durch Jugoslawien im vorigen Jahre blieb er ungeschlagen. Im Länderkampf gegen Luxemburg, ebenfalls 1951, läßt beim Wechsel der Krefelder Fischer den Stab fallen. Unser cand. jur. hebt ihn auf, rast hinter dem Luxemburger Schlußmann her — und gewinnt. In Gießen holte er sich zwei deutsche Hochschulmeisterschaften, davon die 100 m in 10,7 Sekunden. Der Name dieses Klasesprinters? Vielen wird er kein Unbekannter mehr sein: Konrad Wittekindt. „Kullo“, wie er von seinen Freunden genannt wird, hat seine besten Rennen als Staffelläufer geboten. Wenn alles gut geht, wird er als Schlußmann der deutschen 4x100-m-Staffel in Helsinki laufen.

Beim Brüten über mittelhochdeutschen Ablautreihen störe ich Günther Theilmann in seinem Arbeitszimmer auf. Er ist gleich bereit, über seine sportliche Vergangenheit, Gegenwart und erhoffte Zukunft zu berichten. Ich erfahre, daß der 19jährige im Jahre 1947 bereits eine Höhe von 1,93 m übersprang. „Warum laufen Sie dann jetzt Hürden? Offensichtlich sind Sie doch zum Hochsprung geradezu prädestiniert?“ „Ich laufe ja nicht nur Hürden, sondern ich springe nach wie vor auch hoch, aber auch weit, laufe kurze Strecken, stoße die Kugel und werfe den Speer.“ Der junge Germanist ist einer der hoffnungsvollsten Mehrkämpfer der deutschen Leichtathletik. Sein Ziel ist der Zehnkampf. „Es ist mir zu eintönig, mich immer nur in einer einzigen Disziplin zu betätigen“, erklärt er. „Und wie vereinbaren Sie das Training mit dem Studium?“ „Es ist nicht immer leicht, eines so intensiv wie das andere zu betreiben, aber bis jetzt habe ich es immer geschafft.“ Nach sei-



Stud. phil. Bernd Naumann hat die Latte auf 1,91 m gelegt und mit dem dritten Versuch übersprungen. (Photo: Birkner)

Amsterdam Büdingen Berlin Lissabon

ROM Madrid London Paris

TEHERAN Wien New York Gelnhausen LAUTERBACH

Sidney Limburg WIEN New York Tel-Aviv

USINGEN KAIRO Straßburg Darmstadt

HANAU BRÜSSEL

... Nachrichten aus aller Welt
unabhängig, objektiv, überparteilich
in der

Frankfurter Rundschau



Ihre Studienbücher

erhalten Sie bei

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften

Frankfurt/M., Schweizerstr. 57 u. Bockenh. Landstr. 133

In den neuen Geschäftsräumen

Ruf: 6 20 62

nen olympischen Aussichten befragt, antwortet es: „In diesem Jahr dominiert bei mir der Hürdenlauf. Die 14,9 Sekunden, die ich kürzlich über 110 m erzielte, sind zwar deutsche Jahresbestleistung, aber bedenken Sie, daß Dick Attlesley von der Universität Yale 13,5 Sekunden laufen kann. Die europäische Klasse ist freilich schwächer, aber ... na, warten Sie bis 1956, da bin ich, hoffentlich, im Zehnkampf so weit.“ Ich frage noch nach einem privaten Hobby. „Schreiben Sie“, sagt er verschmitzt lächelnd, „für die, die mich nicht kennen, daß ich am liebsten Cocktails mixe.“

Vom Hochschulsport

Die Internationale Hochschulsportwoche 1953 wurde vom Vorstand des internationalen Verbandes für Hochschulsport (FISU) auf der Tagung in Dortmund an Deutschland vergeben. Die Hochschulsportwoche findet im August in Dortmund statt. Die Vertreter aus England, Holland, Belgien, Spanien, Luxemburg, Italien und Deutschland besichtigten die Wettkampfstätten und die Westfalenhalle in Dortmund. Die zu gleicher Zeit tagende technische Kommission legte das Wettkampfprogramm fest, das Leichtathletik, Fechten, Basketball, Fußball, Schwimmen, Tennis, Handball, Hockey und Tischtennis umfaßt. Etwa 2000 Teilnehmer aus 20 Nationen, darunter die USA, Brasilien, Chile, Japan und Südafrika, werden erwartet.

Bei den Pariser akademischen Meisterschaften warf P. Darot den Diskus 48,20 m weit, während Camus die 400 m in 48,6 Sekunden zurücklegte.

Der polnische Student Edward Adamczyk erreichte im Stabhochsprung 4,10 m.

Der Nürnberger Student Karl Friedrich Haas durchlief die 400 m in 47,5 und die 200 m in 21,4 Sekunden.

Bei den letzten Olympiaprüfungskämpfen der Leichtathleten erreichten drei Frankfurter Studenten ansprechende Leistungen. Günther Teilmann kam im 110-m-Hürdenlauf erstmals unter 15 Sekunden. Mit 14,9 Sekunden lief er deutsche Jahresbestzeit. Bernd Naumann erreichte im Hochsprung 1,91 m, während Fritz Gleim im Weitsprung auf 7,12 m kam.

Günter Steines von der Universität Mainz bezwang kürzlich den vierfachen deutschen 800-m-Meister Ulzheimer in einem 1000-m-Olympiaprüfungrennen in 2:24,8 Minuten, einem neuen deutschen Rekord.

Ein schönes Beispiel sportlicher Kameradschaft lieferte kürzlich der bekannte holländische Mittelstreckler William Slykhuis, als er dem von ihm unbeabsichtigt zu Fall gebrachten Belgier Gaston Reiff, der ebenfalls zur Weltklasse zählt, auf der Zielgeraden wieder auf die Beine half und mit ihm Arm in Arm durch das Ziel lief. Beide wurden mit der beachtlichen Zeit von 8:27,4 Minuten für 3000 m auf den ersten Platz gesetzt.

Nach Meldung der Stockholmer Zeitung „Dagens Nyheter“ soll die Sowjetunion beabsichtigen, nicht weniger als 700 Teilnehmer zu den olympischen Spielen nach Helsinki zu entsenden. In dieser Zahl sind Wettkämpfer, Trainer, Ärzte und sonstiges Personal enthalten. „Dagens Nyheter“ schreibt weiter: „Rechnet man bei einer vollständigen Beteiligung in allen Sportzweigen einen Stab von Offiziellen bis zu 20 %, so ergibt sich eine Gesamtziffer von nur 400 Personen. Es ist also klar, daß die sowjetische Abordnung erheblich überdimensioniert ist. Das Internationale Olympische Komitee hat das Organisationskomitee in Helsinki bevollmächtigt, die Leitungsstäbe auf 20 % der Nationalabordnungen herabzusetzen. Es bleibt abzuwarten, ob die Finnen es wagen, diese Maßnahme gegenüber den Sowjets durchzusetzen.“

Tokio hat sich in einem Telegramm an die Geschäftsstelle des Internationalen Olympischen Komitees (SIO) als Austragungsort der Olympischen Spiele 1960 beworben.

Der Grundstein für die „Deutsche Hochschule für Körperkultur“, die nach ihrer Fertigstellung 1200 Sportstudenten aufnehmen soll, wurde am 17. Mai in Leipzig gelegt. Als Aufgaben der Hochschule bezeichnete der stellvertretende Ministerpräsident Ulbricht in seiner Ansprache die „Lehre der fortschrittlichen Theorie und Praxis der Körperkultur und des Sports, wie sie von der Sowjetunion ausgearbeitet wurden“. Als Sprecher der Studenten forderte Lothar Eichhorn die Regierung auf, „durch die Aufstellung nationaler Streitkräfte die Heimat zu schützen“, und versicherte, die Studenten seien „jederzeit bereit, die Deutsche Demokratische Republik mit der Waffe in der Hand zu verteidigen“. Er verlangte ferner die Einführung von Sportschießen sowie Gelände- und Kartenkunde. (Neues Deutschland Ost-Berlin)

Dieser Ausgabe liegen Beilagen der „Deutschen Zeitung und Wirtschaftszeitung“, Stuttgart, bei.

Fachbücher aller Gebiete

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN

(Dr. H. Bergmann)

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 • Tel. 93633

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Über die Stellung der „Vereinigung von Freunden“ zur Universität

Schon in dem Namen unserer Vereinigung dokumentiert sich die enge Verbundenheit unseres Freundeskreises mit der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität und allen ihren Einrichtungen. In diesem Begriff „Freund sein“ liegt das Wesen aller brüderlichen Nächstenliebe und alles Menschlichen. Wo die eigene Kraft zur Vollenendung eines Werkes nicht ausreicht, wo auch das Gemeinwesen „Staat“ unter zeitlich ungünstigen Umständen seine Kräfte zugunsten des Einzelnen oder einer auf sich selbst gestellten Gemeinschaft nicht voll entfalten kann, da finden sich doch immer wieder Menschen, persönliche Freunde, denen die Hilfe für ihren Nächsten am Herzen liegt. Das zeigt sich nicht nur in der Caritas, sondern auch auf unzähligen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens. Wo irgendwelche Not die Hilfe des Nächsten erfordert, da stehen auch Freunde auf, um zu helfen.

In diesem Zeichen der tätigen Freundschaft wurde im Jahre 1918, also wenige Jahre nach der 1914 erfolgten Gründung der Frankfurter Universität, durch die Initiative und Tatkraft führender Frankfurter Persönlichkeiten die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität ins Leben gerufen.

Zahlreiche wohlhabende Mitglieder der Vereinigung und angesehene Mitgliedsfirmen stellten damals sowohl zum Ausbau der Gebäude als auch zur Durchführung der wissenschaftlichen Aufgaben der Universität in großzügiger Weise finanzielle Mittel in Form von Stiftungen, Spenden und Mitgliedsbeiträgen zur Verfügung, die die Universität und ihre Einrichtungen mancher materiellen Sorgen enthoben.

Diese Zeiten der geruhsamen und gedeihlichen Entwicklung und finanziell gesicherter Grundlage waren aber nur von kurzer Dauer und sind längst dahingeschwunden. Den erfolg- und entwicklungsreichen Blütejahren nach der Gründung folgten die Jahre der wirtschaftlichen und politischen Verwicklungen und schließlich die Jahre der Entbehrungen und der krassen Not — sowohl für die Institute, die Forschungsstätten und die Studierenden unserer Hochschule als auch für diejenigen, von denen man Unterstützung erhoffte, die Freunde und Förderer selbst. Und nach dem Zusammenbruch der Nation war auch unser Freundeskreis zu einem dürftigen Häuflein zusammengeschmolzen.

Die Zeit der Geldentwertung und die Währungsreform taten ein Übriges und haben die einst beträchtlichen Vermögenswerte der Vereinigung und der Stiftungen fast restlos vernichtet, so daß es kaum möglich war, die satzungsmäßigen Ziele und Zwecke zu verfolgen. Erst im Jahre 1950 vollzog sich der Umschwung. Die Vereinigung

von Freunden und Förderern wurde neu ins Leben gerufen. Ein Teil der alten Gründer trat wieder auf den Plan und viele neue Kräfte arbeiten am Werk. Trotz zahlreicher Widerwärtigkeiten und Hemmnisse ist es gelungen, unserer Vereinigung kaum zwei Jahre nach ihrem Wiedererstehen einen Bestand von rund 400 Mitgliedern zu sichern. Hiervon sind ca. 30 Prozent Firmenmitglieder mit beachtenswerten Beitragsleistungen.

Aus Vereinsmitteln und aus Mitteln der Stiftungen und Fonds konnten bereits im Kalenderjahre 1951 rund 70 000 DM zur Verteilung an Institute und Forschungsstätten der Universität sowie an Angehörige des Lehrkörpers vergeben werden. Die gestifteten Mittel galten der Anschaffung von Instrumenten, Büchern und Einrichtungsgegenständen, der Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten und vielen anderen Zwecken. Auch im laufenden Jahre 1952, dem neben den normalen Beitragsleistungen und den freiwilligen Spenden auch der Reinertrag der recht erfolgreichen Baustein-Sammlung zugutekommt, wird die Vereinigung in der Lage sein Unterstützungen zu gewähren; insbesondere hofft sie sich an der Ausgestaltung eines oder mehrerer Räume in dem neuen Studentenhaus finanziell beteiligen zu können.

Die Vereinigung glaubt, damit wenigstens einen kleinen Teil ihrer alten Tradition der großzügigen Hilfeleistung an dem Werk der Wissenschaft wiedergewonnen zu haben.

Um das bis jetzt Erreichte zu erhalten und den Grund auf dem wir stehen, zu festigen und zu erweitern, muß der alte Opfersinn der Jahre nach dem ersten Weltkrieg wieder aufleben, müssen unsere finanziellen Mittel wachsen, müssen zu den alten Freunden neue hinzutreten mit gleichen Idealen und mit gleich offener Hand.

Goethe hat einmal unter den zahlreichen seiner geflügelten Worte den Vers geprägt:

Mann mit zugeknöpften Taschen
Dir tut niemand was zulieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn Du nehmen willst, so gib!

Nun, wenn auch diese einfache, aber treffende Veredelung des uralten Volksspruches „Eine Hand wäscht die andere“ nicht überall und nicht auf alle Verhältnisse anzuwenden ist, insbesondere nicht dort, wo „die eine Hand nicht wissen soll, was die andere tut“, so ist doch eine solche Empfehlung zur Gebefreudigkeit, wie sie der große Philosoph als eine fruchtbare Wechselwirkung des Gebens und Nehmens zum Ausdruck bringt, ein Geben danke, der eine alle Zeiten beherrschende menschliche Gepflogenheit widerspiegelt, wo der wirtschaftend Mensch durch seine Opferfreudigkeit Einrichtungen fördern und unterstützen hilft, die ihm selbst wieder von Nutzen sein können.

Wir haben volles Verständnis dafür und es erscheint uns sinnvoll und klug, wenn unsere Universitäts-Institute im „Nehmen“ stark sind — weil sie Geld brauchen. Wir aber wollen im Geben stark sein.

Stellenangebote

Namhafte chemische Fabrik Süddeutschlands sucht

akademischen Nachwuchs für Patentabteilung

Voraussetzungen: Abgeschlossenes Chemiestudium, solide Schulkenntnisse in Englisch und Französisch, gute stilistische und dialektische Veranlagung, Neigung und ausreichende Begabung zur Einarbeitung in Patent- und Wettbewerbsrecht, bei gleichzeitiger Vervollkommnung und Spezialisierung der chemischen Kenntnisse. Nach Einarbeitung und Bewährung gute Aufstiegsmöglichkeiten.

Bewerbungen mit handschriftlichem Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Paßbild neueren Datums sowie Angabe des frühestmöglichen Eintrittstermins und der Gehaltsansprüche sind einzusenden unter A 94 an Anzeigen-Fackler, Stuttgart, Tübinger Str. 19a.

Namhafte chemische Fabrik am Rhein sucht

akademische Nachwuchskräfte

für das Spezialgebiet der großindustriellen Wasserenthärtung und maschinellen Spül- und Reinigungsmittel.

Voraussetzungen: Solide chemische und analytische Grundlagen, vorwiegend anorganischer Art, Veranlagung und Neigung zum Ansatz und zur Durchführung exakter anwendungstechnischer Versuchsreihen, deren Übertragung in Praxis und Großtechnik einschließlich hierzu notwendiger Befähigung zu Verhandlungen und zum Umgang mit Menschen.

Bei Bewährung interessante, vielseitige und ausbaufähige Positionen.

Bewerbungen mit handschriftlichem Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Paßbild neueren Datums sowie Bekanntgabe der Gehaltsansprüche und des frühestmöglichen Eintrittstermins sind einzusenden an die Anzeigenverwaltung des DISKUS, Frankfurt a. M., Müllerstraße 17, bei Götz.

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.

St. Goar

am Fuße der mächtigen Burg
„Rheinfels“

die Stadt der
Frankfurter Universitätsfeste

die bekannte Stadt des
Hansenordens